BV
3625
.K4
P36
1899

62.

Volksbibliothek

Buchau.

BV3625.K4 P36 1899
Paesler, T.
Von Mombasa nach dem
Kilimandscharo :

LIBRARY OF PRINCETON
NOV - 7 2008
THEOLOGICAL SEMINARY

LIBRARY OF PRINCETON
NOV 7
THEOLOGICAL SEMINARY

Nr. 1 und 2.

Lichtstrahlen im dunkeln Erdteile.

Von Mombasa nach dem Kilimandscharo.

Von Missionar **Paesler.**

30 Pfennige.

LIBRARY OF PRINCETON
APR 11 2001
THEOLOGICAL SEMINARY

Der Kibo-Gletscher. Der Mawensi.

Der Kilimandscharo (von Süden gesehen).

Lichtstrahlen im dunkeln Erdteile. Nr. 1 u. 2.

Von Mombasa nach dem Kilimandscharo.

Reise der ersten Expedition der Ev.-luth. Mission zu Leipzig nach dem Dschagga-Lande.

Vom 14. September bis 5. Oktober 1893.

Reisetagebuch

von

Missionar † T. Paesler.

BUGHAD

2. Auflage.

Als entbehrlich abgegeben
Landeskirchliches Archiv Nürnberg

Leipzig, 1899.
Verlag der Evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig.

Inhalt.

		Seite
Kap. 1.	Vor der Abreise	3
„ 2.	Von Mombasa nach Rabai	7
„ 3.	Von Rabai nach Samburu	12
„ 4.	Von Samburu nach Maungu	17
„ 5.	Von Maungu nach Matate	23
„ 6.	Von Matate nach Taweta	28
„ 7.	Von Taweta nach Moschi	35
„ 8.	Am Ziel	40

Karte der Reiseroute 10

Als entbehrlich abgegeben
Landeskirchliches Archiv Nürnberg

A495/79

Sammelstelle für landeskirchl. Schrifttum Nürnberg

Als entbehrlich abgegeben
Landeskirchliches Archiv Nürnberg

1. Vor der Abreise.

Es war ein erhebender Augenblick, als bei dem Missionsfestgottesdienste in der Nikolai-Kirche zu Leipzig (24. Mai 1893) vier junge Sendboten der Ev.-luth. Mission, Althaus, Faßmann, Müller und Böhme, vor dem Altar standen und unter den Gebeten der Gemeinde für den Missionsdienst in Deutsch-Ostafrika abgeordnet und eingesegnet wurden. Bald darauf empfingen sie im Missionshause ihre Instruktion und Missionar Paesler, der sich in Indien in 18jähriger Arbeit unter den Tamulen schon eine reiche Erfahrung gesammelt hatte, wurde mit der Leitung dieser Missionsexpedition beauftragt. Am 30. Mai verabschiedeten sich die vier Erstgenannten von ihren Freunden in Leipzig, um über München, Lindau, durch die Schweiz und Italien nach Neapel zu eilen, wo sie am 7. Juni den deutschen Dampfer „Bundesrat“ besteigen sollten. Nicht lange nachher riß sich auch Missionar Paesler in Nürnberg von seiner treuen Lebensgefährtin und seinen 6 Kindern los, um, begleitet von seinem tamulischen Koch Jesudāsen, der ihm in Indien schon viele Jahre treu gedient hatte, mit den anderen Brüdern rechtzeitig in Neapel zusammenzutreffen. Die Fahrt des „Bundesrates“ war von Neapel durch das mittelländische und rothe Meer hindurch eine glückliche. Aber im indischen Ozean war die See von den Monsun-Stürmen stark erregt, und kaum war der „Bundesrat“ wieder in stilleres Fahrwasser eingelaufen, da sprang ein Cylinder der Dampfmaschine, und die Fahrt mußte mehrmals unterbrochen werden, bis der Schaden einigermaßen ausgebessert war. Die Verzögerung der auf den 28. Juni angesetzten Ankunft des Dampfers in Tanga um 4 Tage erregte sowohl in jener Hafenstadt wie in der Heimat nicht geringe Sorge und war zugleich der Anlaß, daß die Missionare einen Umweg über Sansibar und Dar-es-Salaam machen mußten und erst am 12. Juli auf

der Insel Mombasa landeten. Sie blieben nun in der gleichnamigen Stadt mehrere Wochen, freundlich unterstützt von den dortigen englischen Beamten und Missionaren und emsig damit beschäftigt die Suaheli-Sprache zu lernen und die Expedition ins Innere vorzubereiten. Bald nach ihrer Ankunft in Mombasa machten sie sich auf, um die Bekanntschaft der bayerischen Brüder auf dem gegenüberliegenden Festlande Afrikas zu machen und besuchten zunächst die nahe an der Küste gelegene Station Jimba und dann weiter landeinwärts die Station Mbungu. In Jimba hatten sie die große Freude, einem Gottesdienste mit der dort schon gesammelten kleinen Suaheli-Gemeinde beizuwohnen und so in unmittelbarer Anschauung die Segensfrucht evangelischer Missionsarbeit auch unter den Negern wahrzunehmen. Auch zu den englischen Missionaren in Mombasa und in dem Mombasa gegenüber gelegenen Freretown traten sie in nähere Beziehung und erhielten von ihnen manche nützliche Ratschläge für ihre Reise.

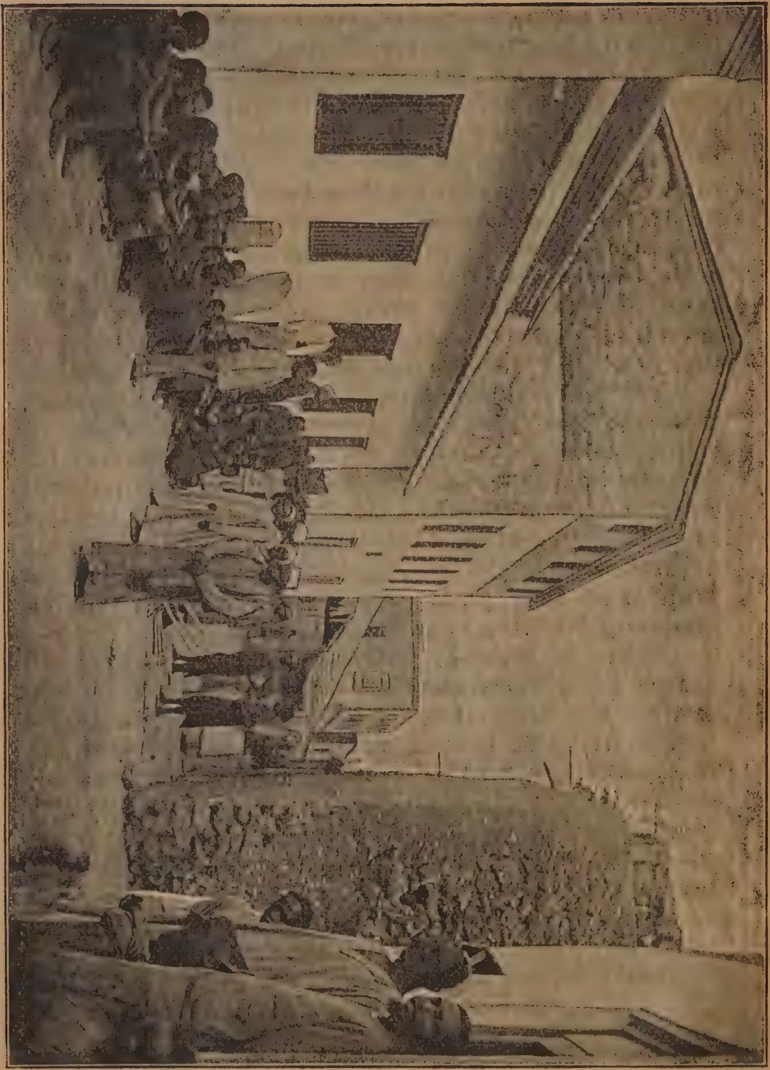
Daneben galt es noch mancherlei für die lange Wanderung auf das Gebirge zu besorgen. Zwar hatten sie schon von Leipzig aus eine möglichst vollständige Ausrüstung für die Reise und ihre erste Niederlassung mitbekommen: nicht bloß Zelte mit den nötigen Gerätschaften, Waffen, Reiseapotheken, Verbandzeug und Konserven aller Art, sondern auch, was zur Ansiedelung und ersten Einrichtung nötig war, allerlei Handwerkszeug für Schmiede, Zimmerleute, Maurer und Gärtner, Ambos und Blasebalg, Spaten und Schaufeln, Hobelbank und Backtrog, Kelle und Pinsel, Lötkolben und Flaschenzug. Dazu noch eine Menge von Artikeln, die als Tauschwaren und zu Geschenken für die Häuptlinge dienen sollten, wie bunte Glasperlen, blaues Leinen und Barchent, Beile und Feilen, billige Taschenuhren, Messer und Scheren u. dergl. Dies alles war schon in Leipzig soviel als möglich in kleine, leicht tragbare Kisten verpackt worden. Aber noch mancherlei mußte in Mombasa ergänzt und in Lasten verteilt werden; auch mußte man hier die nötigen Träger anwerben, die diese Lasten auf ihren Köpfen in das Innere des Landes schaffen sollten.

Dies alles würde aber doch die Brüder nicht 2 volle Monate in dem ungesunden Mombasa zurückgehalten haben, zumal die meisten von ihnen, auch der Tamule Jesudäsen, hier die ersten bitteren Tropfen afrikanischen Reiselebens in wiederholten Fieber-

anfällen kosten mußten. Aber der Zugang zu dem Kilimandscharo-Gebirge war ihnen verschlossen. Es war nämlich gerade in jener Zeit wieder Krieg ausgebrochen zwischen den Deutschen und Meli, dem Sultan von Moschi. Dies Moschi sollte aber gerade das erste Ziel unserer Expedition sein. Dort hatten schon vor 8 Jahren Missionare der Englischen Kirchenmission (Miss. Fitch u. a.) eine Station angelegt, auf der sie nach längerer Arbeit unter viel Schwierigkeiten endlich einige Erfolge sehen durften. Aber durch den im Jahre 1892 zwischen den Deutschen und dem Häuptling Meli ausgebrochenen Krieg und die damit zusammenhängenden politischen Wirren wurde diese Friedensarbeit leider unterbrochen und die englische Mission genötigt, sich von Moschi ganz zurück zu ziehen. Als hierauf das Kollegium der Leipziger Mission den Entschluß faßte, unter den Dschagga eine Mission zu gründen und deshalb mit der englischen Kirchenmissionsgesellschaft verhandelte, war diese gern bereit, ihr Missionseigentum in Moschi an ersteres abzutreten. Aber da die Dschagga, ärgerlich über den Weggang der Missionare, die Missionsgebäude niedergebrannt hatten, so blieb uns dort nur das Grundstück als ein „Stücklein menschlichen Rechts“ an das Dschaggaland übrig. Deshalb war als nächstes Ziel der Expedition eine Niederlassung in Moschi ins Auge gefaßt. Aber gerade dies schien durch die Erneuerung des Krieges im August in Frage gestellt.

Unsere in Mombasa weilenden Missionare warteten mit Spannung auf Nachrichten vom Kilimandscharo. Sie hörten wohl von dem Siege des deutschen Gouverneurs von Schele über Meli bei Moschi am 12. August. Aber sie konnten doch keine zuverlässigen Nachrichten über den Stand der Dinge auf dem Gebirge und besonders in Moschi erhalten. Sie beschlossen deshalb, lieber die westlich von Moschi gelegene und vom Kriege unberührte Landschaft Madschame als Ziel ihrer Reise ins Auge zu fassen und im Vertrauen auf den, der „Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn“, ihre Reise in das Innere des dunkeln Erdteils anzutreten.

Wir lassen uns davon erzählen:



Anwerbung von Trägern für eine Karawane in Mombasa.

2. Von Mombasa nach Rabai (14.—15. September).

Unsere achtwöchentliche Wartezeit in Mombasa ging endlich zu Ende. Wie freuten wir uns, durch den Sekretär der englischen Kirchenmission in Freretown (Friertaun) Ende August auf Grund eines Briefes aus Taweta bestimmte Nachricht zu erhalten, daß die kriegerische Expedition der Deutschen am Kilimandscharo glücklich beendigt sei. So konnten wir uns nun zum Aufbruch rüsten. Am 3. und 4. Septbr. erledigten wir die Post nach der Heimat, am 5. Septbr. ging es frisch an das Umpacken unserer Sachen, die in dem Schuppen unseres Agenten, des Herrn A. Dick, sicher untergebracht waren. Das war aber keine leichte Aufgabe: der Inhalt der großen Kisten mußte zu einzelnen Lasten von 63—65 (engl.) Pfund Gewicht verpackt und die meist zu leichten Koffer auf das bestimmte Gewicht gebracht werden. Außerdem sollten die Lasten auch handlich sein. Denn unförmliche, hochaufgetürmte Lasten sind den Trägern ein Abscheu. Bei dieser Packerei und auch späterhin auf der Reise kam uns ein alphabetisches Verzeichnis, das Br. Müller schon auf dem Schiff auf Grund unseres genauen Sachregisters gefertigt, gut zu statten. In den letzten Tagen erhielten wir noch Einladungen von dem englischen Bischof Tucker, dem Administrator und anderen, auch hatten wir Abschiedsbesuche zu machen. Sodann galt es, die Verproviantierung für die Reise zu besorgen. Führt uns doch der Weg zumeist durch menschenleere Steppengebiete. Die Tauschartikel und Geschenke für die Häuptlinge: weißes Zeug und Perlen, Sandalen, türkische Fez-Mützen, rote Tücher, Schirme u. s. w. mußten bei dem Agenten bestellt werden. Dieser hatte auch die Anwerbung von Trägern und „Boys“, d. h. persönlichen Dienern, übernommen und versprochen, uns zu unserm in einer Auktion schon gekauften Sattel ein oder zwei Esel zu verschaffen. Letzteres war ihm jedoch nicht gelungen.

Die Abreise war auf den 14. Septbr. festgesetzt. Da gab es denn in den letzten beiden Tagen in unserer sonst so stillen „Hyänen-Villa“ viel Unruhe und Hin- und Herlaufen. Denn alle die persönlichen Sachen, Küchengerätschaften u. s. w., die wir bis dahin im Gebrauch gehabt, mußten nun auch verpackt werden. Endlich gegen 3 Uhr nachmittags am 14. Septbr. war alles fertig. Am Morgen hatten wir uns noch aus Gottes Wort und

mit Gebet für die Reise gestärkt. Die Brüder gingen nach dem Landungsplatz am Zollhause, um die Einladung der Sachen in die Dhau (arabisches Fahrzeug) zu überwachen, und ich übergab dem Herrn Dick das Haus in guter Ordnung. Nur ein Fell für den Fußboden fehlte, da es uns kurz vorher eine Hyäne des Nachts aus der Veranda weggeschleppt hatte. Als gegen $3^3/_4$ Uhr auch die letzten vier Lasten fort waren, begab auch ich mich nach dem Zollhaus. Hier verabschiedeten wir uns noch von einigen Freunden und besteigen mit einem „Walt's Gott!" die große Dhau des Herrn Dick, der uns begleitet. Herr Pigott und einige Freunde winken uns noch vom Zollhause Lebewohl zu. Da der Wind und die Flut uns günstig, passieren wir schnell Freretown, dem gegenüber das Missionshospital des freundlichen Dr. Edwards liegt. Von hier aus genießen wir noch einmal den herrlichen Blick auf Mombasa, das sich in dieser Entfernung prächtig ausnimmt, auch unser stilles Häuschen grüßt uns noch einmal mit seinem hervorlugenden Dach. Je mehr die heiße Sonne sinkt, desto lieblicher erscheinen uns die beiden Ufer, die in saftiges Grün gekleidet und mit stattlichen Bäumen bewachsen, sanft zu Hügeln ansteigen und durch ihre Krümmungen dem Auge ein immer wechselndes Bild darbieten. Als wir an der sogenannten Ratten-Insel, einer seichten Stelle der Bucht, glücklich vorbei gekommen waren, neigt sich die Sonne zur Rüste und die bleiche Mondsichel tritt immer glänzender hervor. Die Umrisse der Bäume und Hügel zeichnen sich in der klaren Luft scharf und deutlich vom Horizont ab und es herrscht ringsumher feierliche Stille. Da schweifen denn die Gedanken hinüber zu den Lieben in der alten Heimat und Gebetsseufzer steigen empor für das Land, das nun bald unsere neue Heimat werden soll und für den glücklichen Fortgang der nun angetretenen großen Reise. Bald machen sich die Gefühle auch in deutschem Gesang Luft und „Abend wird es wieder" klingt es harmonisch hinaus in den Abendfrieden. Nun folgen auch die Schwarzen mit ihren christlichen Suaheli-Liedern — denn wir haben hier einige christliche Diener bei uns — und auch ihre frischen Melodien klingen nicht übel. Auch Heri, ein Askari (Soldat), kann es nicht unterlassen, seine mit langen Fellen behangene Trommel wieder wie bei der Abfahrt lustig zu schlagen. Dabei ist es ganz dunkel geworden und wir haben den Landungsplatz erreicht. Bei Laternenschein suchen wir uns

aus dem zusammengewürfelten Gepäck die nötigsten Gepäckstücke, wie Bett, Decken, Gewehre ꝛc. heraus und gehen auf einem kleinen Boot ans Land. Noch ein kleiner steiler Weg, und wir sind gegen 8 Uhr in unserem ersten afrikanischen Lagerplatz angekommen.

Ein paar ärmliche Hütten mit eingefallenen Seitenwänden und schadhaftem Dach bieten uns für die erste Nacht leidliches Unterkommen. Herr Dick geht noch spät am Abend nach Rabai, um morgen in aller Frühe Träger zu den schon gemieteten zu werben. Wir suchen unser Lager auf, aber an Schlaf ist, wenigstens bei mir, nicht zu denken: Die „Boys“ kochen noch, singen und sprechen, und als auch diese sich zur Ruhe begeben, erhebt sich ganz in der Nähe das Gebrüll eines Leoparden und der Hyänen. Die Nacht ist klar und kalt, besonders gegen Morgen hin, und die wollenen Decken thun einem recht wohl.

Freitag, den 15. September. Wir stehen zeitig auf, halten kurz unsere Morgenandacht, in der wir den 23. Psalm lesen, und trinken eine Tasse Kaffee. Dann losen wir um die persönlichen Diener und ich bekomme den Ruah, den jüngsten und unerfahrensten, der aber gutmütig und willig ist. Er muß gleich daran, aus dem Koffer, der gestern ins Wasser gefallen war, die naßgewordene Wäsche zu nehmen und an die Sonne zu hängen, um sie zu trocknen, was aber in der taufeuchten Luft nicht recht gelingen will. Zwei Neger, Namens Hugh Lightfoot und Samuel, werden mit der Küche und dem Einkauf von Lebensmitteln während der Wanderung beauftragt. Der erstere machte sich außerdem später wegen seiner guten Kenntnis des Kidschagga (der Dschagga-Sprache) als Dolmetscher sehr nützlich.

Br. Müller geht auf die Taubenjagd, hat aber diesmal kein Glück. Die Lasten werden vom Ufer herauf gebracht und nach Rabai weiter befördert. Noch einen flüchtigen Blick werfen wir zurück über die in vielen Windungen sich vor uns ausbreitende und mit Mangrovenbäumen dicht bewachsene Bucht und über die prachtvolle Hügellandschaft zu beiden Seiten derselben. Aus ihr heben sich drei Berge besonders deutlich hervor, die unter dem Namen der „Krone von Mombasa“ den Schiffern auf hoher See ein sicheres Merkzeichen sind und unseren Augen schon oft einen köstlichen Anblick in Mombasa boten. Hie und da erblickt man Anpflanzungen, und aus einem Kokospalmenhain lugt ein wenig zur Rechten die Station der Methodisten, Jomvu, hervor.

Reiseroute der lutherischen Missionsexpedition nach dem Kilimandscharo.

Obgleich aus Mangel an Trägern noch einige Lasten unter einem Aufseher zurückbleiben mußten, machen wir uns gegen $8^1/_2$ Uhr auf den Weg nach Rabai. Die Sonne meint es recht gut und preßt uns manchen Schweißtropfen auf dem steilen holperigen Wege aus. Welch eine Erquickung für die durstigen Brüder, als ihnen unser freundlicher Tamulen-Koch Jesudäsen, der am Eingang von Rabai saß, den Durst durch Kokosnußwasser (das in der halbreifen Nuß befindliche, etwas süßlich schmeckende Wasser) löschte! Die schöne Fernsicht und die immer üppiger werdende Vegetation labt das Auge und Gemüt. Nach etwa zweistündigem Marsche sind wir in Rabai angelangt. Hier finden wir Herrn Dick damit beschäftigt, die Namen der sich noch meldenden Träger aufzuschreiben, ihnen Vorschuß an Geld zu geben und durch seinen schwarzen Gehilfen ihnen das übliche „Poscho“ (Wegzehrung), bestehend aus 7 Maß Reiß und 2 Doti weißes Zeug (à 8 Armlängen) zumessen zu lassen. Es ist ein buntes Treiben, das sich auf dem Wege vor dem Schulgebäude entfaltet. Hier liegen in langer Reihe unsere 187 Lasten der Nummer nach geordnet. Einzelne Träger gehen prüfend die lange Reihe entlang, um sich eine möglichst leichte und handliche Last auszusuchen. Nach dem Mittagsessen war es Herrn Dick darum zu thun, die Träger möglichst bald mit den Lasten nach der nächsten Station abzufertigen; denn er fürchtete, daß viele der Träger mit dem empfangenen Vorschuß sich in Palmwein gütlich thun und dann sich am folgenden Tage nicht wieder einstellen möchten. Die Abfertigung ging deshalb etwas Hals über Kopf. Auch blieben von unseren Lasten noch ein gut Teil zurück und einige wenige waren sogar noch nicht von dem Landungsplatz herübergebracht, weil die genügende Anzahl von Trägern noch nicht vorhanden war. Herr Dick versprach jedoch, diese rückständigen Lasten am folgenden Tage gleich nachzusenden. Den Dienern wurden zu unseren Gewehren und sonstigem kleinen Handgepäck noch allerlei Küchengerätschaften aufgepackt, und als der Suaheli-Koch sich weigerte, so beladen zu werden, verstand es Herr Dick, ihn und die anderen Diener durch eine gut applizierte Ohrfeige dazu willig zu machen. Wie der Aufbruch der Träger von hier kein einheitlicher war, so ging es auch uns selbst. Einige Brüder verließen früher, andere später Rabai. Br. Althaus und ich kamen am spätesten weg.

3. Von Rabai nach Samburu (15.—17. Sept.).

Die Sonne stand schon tief am Himmel, als ich Rabai, dieser letzten Grenze der Zivilisation, Lebewohl sagte. Herr Dick, der noch manches mit mir zu besprechen wünschte, begleitete mich ein Stück Weges. Der Weg ging erst durch wohlbestellte Schamben (Pflanzungen), aus denen heimkehrende Arbeiter freundlich „Jambo Bwana“ grüßten. Dann wurde er immer öder und, nur noch ein schmaler Fußpfad, führte er durch hohes Gras und Gestrüpp hinein in die afrikanische Wildnis. Unterwegs überholten wir Träger und späterhin begegneten wir solchen, die schon ihre Lasten in Moadje niedergelegt und noch einmal nach Rabai hereingehen wollten, vielleicht um sich noch einmal mit Palmwein zu stärken. Nach etwa $2^1/_2$ stündigem Marsch war der Lagerplatz am Moadje-Bach erreicht, und hier fand ich schon zwei Zelte aufgerichtet und die Träger in bunten Gruppen um ihre Feuer gelagert, sich das Abendbrot, bestehend aus Reis, Bohnen u. a., kochend.

Der Anblick dieses ersten Lagers mit dem fröhlichen Treiben, Gesumme und Geschwirre darin machte auf mich einen bezaubernden Eindruck. Der Vater meines Boy Ruah stellte sich mir vor und empfahl mir seinen Sohn. Erst spät kamen wir zur Ruhe. Das Ungewohnte des Zeltlebens, sowie das Gemurmel und Gehuste einiger nahe an den Zelten liegender Schwätzer, ließen mich jedoch für lange Zeit nicht den ersehnten Schlaf finden.

Sonnabend, den 16. September. Wie gestern Abend den Hauptleuten mitgeteilt worden ist, soll um 6 Uhr morgens aufgebrochen und die Reise nach dem etwa 4—5 Stunden entfernten Maji ya Chumvi (Salzfluß) oder Munyu (Salzwasser) fortgesetzt werden. Deshalb wird um 5 Uhr das Lager alarmiert und zur Reise gerüstet. Da giebt es ein Hin- und Herrennen, die Träger suchen ihre Lasten und wir suchen Träger zu den Lasten, die noch liegen geblieben sind. Die einzelnen Stücke der abgebrochenen Zelte und unsere Zeltgegenstände, wie Betten, Tische, Reisesäcke &c., mußten wieder zu Lasten zurechtgemacht oder auf andere Lasten aufgebunden werden. Da fangen sogleich manche Verdrießlichkeiten des afrikanischen Karawanenlebens an: der Träger, der gestern mein Bett auf seiner Kiste hatte, holt dasselbe sich heute nicht ab, und auch zwei Reisesäcke

mit Decken u. a. bleiben liegen. Br. A., der die äußeren Lagerplatzgeschäfte und besonders die Zeltangelegenheiten freundlichst übernommen, hat seine Not, die Zeltteile wieder in rechte Lasten zu bringen und einzelne Zelttücher anderen Lasten zuzuteilen. Da einige der gestern Abend nach Rabai zurückgegangenen Träger von da noch nicht wieder zurückgekehrt sind, so bleiben einige der Lasten übrig, derentwegen Br. F. mit einem Hauptmann und Askari zurückbleiben muß, um von Rabai her Leute holen zu lassen. Gegen 6 Uhr ist die Karawane in Bewegung. Zu Anfang gehen die Träger in langem Zuge dicht hintereinander, aber nach und nach bleiben einige zurück, andere legen ihre Lasten am Wege nieder und ruhen aus, so daß die Karawane sich weithin zerstreut. Wir Europäer gehen auch nicht immer zusammen. Gegen 7½ Uhr passieren wir Marago ya Mbaruk, einen als „Wasserplatz" bezeichneten Ort, wo aber diesmal kein Tropfen Wasser zu finden ist. Gegen 8 Uhr wird mir gemeldet, daß ein Träger seine Last hingeworfen hat und davongelaufen ist. Da der Davongelaufene der Bruder eines sich gerade in der Nähe befindlichen Askari ist, so lasse ich diesen zurückgehen, um die Last zu holen. Gegen 9 Uhr kommen wir an einen anderen Wasserplatz ohne Wasser, Kajembe, wo viele Träger zusammensitzen und ausruhen. Ich setze mich zu ihnen und finde, daß sie recht lustig sich unterhalten, und einer besonders bringt die anderen durch sein, wie es scheint, unsinniges Geschwätz zum Lachen. Es fängt an ein wenig zu regnen und wir machen uns wieder auf den Weg. Manche der Träger höre ich singend rufen: „Kuaheri Mombasa", „Kuaheri Mama", „Kuaheri Bibi", „Kuaheri Mtoto" (Leb wohl, Mombasa — Mutter — Frau — Kind). Die Landschaft ist wellenförmig und sanft aufsteigend; aber die vereinzelt stehenden hohen Bäume mit dem dornigen Unterholz und dem hohen Grase, das an vielen Stellen abgebrannt ist, verhindern die Fernsicht und geben dem Ganzen das Gepräge des Unwirtlichen und Rauhen.

Mkuluni ist ein anderer Wasserplatz, den wir um ¾10 Uhr erreichen, und weil hier ziemlich gutes Wasser vorhanden ist, so hat sich wieder eine ganze Anzahl Träger zum Ruhen hingesetzt. Sie blieben am liebsten für heute ganz hier, da das Wasser in Maji ya Chumvi, wie schon der Name sagt, salzig sein soll. Doch das geht nicht, da dies für heute nicht unser Ziel ist und schon mehrere Brüder, sowie viele Träger voraus sind, und so

wird nach $1/_2$ stündiger Rast wieder aufgebrochen und wir erreichen um 11 Uhr Vorm. Maji ya Chumvi, unseren heutigen Lagerplatz.

Das ist ein öder, schattenloser Ort inmitten vieler Dornbüsche und Gestrüppes. Da die Zelte noch nicht angekommen sind, so müssen wir in der heißen Sonne sitzen und so unser einfaches Mittagsbrot, bestehend aus Reis mit Jam (Marmelade) und etwas Büchsenfleisch, einnehmen. An Tischen und Stühlen fehlt es ja nicht, da die Kisten und Kasten leicht dazu hergerichtet werden können. Nach dem Essen gehen wir daran, die Träger mit ihren Lasten aufzuschreiben, damit wir wissen, was jeder hat und haben soll, da ja oft kleinere Sachen, wie Eisenstücke, Bretter und in Sackleinwand eingenähtes Zeug, das wir später anstatt Geldes gebrauchen, auf die Lasten aufgebunden sind. Gegen 7 Uhr, als wir uns gerade zum Thee hinsetzen wollen, kommt Herr Dick und meldet uns, daß es ihm gelungen, bis auf 9 einfache und 2 Doppellasten alles her zu schaffen. Die 9 einfachen Lasten würde er bald unter einem Askari uns nachschicken, so daß sie uns weiterhin noch erreichen würden. Nach spät am Abend halten wir „Schauri" (Beratung) mit den Hauptleuten betreffs des Marsches, wobei sie die Entfernungen der Lagerplätze viel größer angaben, als ich sie mir nach Missionar Wrays Angaben in Mombasa aufnotiert habe. Sie ziehen natürlich dabei in Betracht, daß die Nachzügler immer viel später ins Lager kommen, als die frischen Träger, während Missionar Wray den Weg nach der Zeit berechnet hat, die ein guter Fußgänger ohne Aufenthalt braucht. Da nach allgemeinem Bericht von Taro bis Maungu in dieser Jahreszeit kein Wasser zu finden sein soll, so haben wir uns mit 15 leeren Petroleumblechgefäßen versehen lassen.

Sonntag, den 17. September. Nach dem Morgengebet und Frühstück geht es sofort an die Ordnung der Karawane. Die aufgeschriebenen Träger werden namentlich aufgerufen. Da stellt sich heraus, daß viele, welche Vorschuß erhalten haben, nicht anwesend sind. Der Liste nach haben wir 2 Hauptleute, 5 Boys, 1 Suahelikoch und 1 Hilfskoch, sodann Jesudäsen und 175 Träger mit 9 Askaris oder Soldaten. Von den Trägern kommen auf Mombasa 47, auf Rabai mit Ribe und Jomvu 95; 17 sind Wataita und 16 Wakamba. Die beiden Hauptleute, die meist den Nachtrab des Zuges beaufsichtigen, heißen Polesi

und Aaron Matthehu. Ersterer, aus Mombasa gebürtig, ist ein gutmütiger und stiller Mann, aber ohne Autorität, letzterer, aus Rabai gebürtig, ein durchtriebener Schreier, der je länger je mehr das Vertrauen aller Missionare verliert. Diesem Aaron beigegeben und so den Übergang von den Hauptleuten zu den Askari bildend, ist Uledi Kweli, eine stattliche Erscheinung und ein schlauer Kopf. Er ist uns bei den Verhandlungen mit den Hauptleuten oder Trägern wegen seiner deutlichen Aussprache der Suaheli-Sprache eine willkommene Hilfe. Von den übrigen Askaris möchte ich nur den strammen, dienstwilligen Heri aus Mombasa und Rengeien, einen tamulischen Schuster aus Salem, der schon vor mehreren Jahren in Mombasa eingewandert war, und den stillen, fleißigen Job (Hiob) aus Rabai nennen. Die Mombasaleute zeigten sich meist als gute Träger, die uns treu folgten bis ans Ziel unserer Reise. Aber mit den Rabai-Trägern, die den größten Teil der Karawane ausmachten, haben wir viel Verdruß und Sorge gehabt. Was die wenigen Wakamba betrifft, die sich in der Karawane befanden, so waren sie gerade keine sehr leistungsfähigen d. h. starken und flotten Träger, aber sie machten sich durch ihr treues, beständiges und ruhiges Wesen bei uns beliebt. Auch einige von den Wataitas waren recht tüchtige Träger.

Indem wir so mit Ordnen der Lasten beschäftigt sind, kommt eine Karawane aus dem Innern vorbeigezogen. Eine ganze Anzahl der dazugehörigen Leute gehen in der Kette und bekunden damit, daß sie widerspenstig gewesen sind oder sonst etwas verbrochen haben. Bald begrüßt uns der Korrespondent der „Times", Herr Gedke, dem die Karawane gehört. Er kommt aus Uganda und bringt einen muhamedanischen Prinzen und den jugendlichen Thronfolger von Uganda mit, die er in Mombasa abliefern soll. Bei einer Tasse Kaffee erzählt er uns mancherlei.

Es wird gegen $^1/_2$10 Uhr, ehe jeder Träger bei seiner Last steht und noch sind einige Gegenstände, wie Petroleumkannen und Kochgeschirre übrig, die dem und jenem mit Gewalt aufgedrungen werden müssen. Nun wird Abschied genommen von Herrn Dick, der mir noch den Karawanenschein mit der Liste der Gewehre für die Askaris einhändigt, und die Karawane mit dem Kiongozi (d. h. Fahnenträger) an der Spitze setzt sich in Bewegung. Es soll heute am Sonntag blos bis Samburu, etwa 3 Stunden Weges, marschiert werden. Die Sonne ist

sehr heiß und bald sieht man hie und da schon Träger neben ihren Lasten am Wege ausruhen. Wir kommen gegen 11 Uhr an einem Tümpel vorbei mit schmutziggelbem Wasser, der Ort heißt Gorah, und die erhitzten Träger ruhen hier und trinken nach Herzenslust. Mir fachen ein paar Hoffmannstropfen als Zusatz zu etwas Thee aus meiner Feldflasche, meine müden Lebensgeister wieder an. Hier herum giebt es schöne Pflanzungen der Waduruma, deren Dörfer versteckt abseits liegen. Einige der dürftig bekleideten, aber mit Bogen und Pfeilen wohl ausgerüsteten Waduruma begegnen uns, ihre schönen, schweren Ochsen und fetten Schafe in die nahen Schamben treibend und uns freundliches „Jambo“ bietend. Teilweise hat man einen freien Ausblick über die Hochebene, und da der Weg, allmählich aufsteigend, ganz gerade westlich geht, ist es interessant, bei einer kleinen Steigung zu beobachten, wie lang die Karawane ist und wie weit die ersten Träger schon voraus sind. Gegen 1 Uhr mittags erreichen wir den Lagerplatz, Samburu (nach Dr. Meyer 290 m hoch). Es ist ein anmutiger Ort mit Bäumen und Strauchwerk ringsumher. In der Mitte eines von Bäumen beschatteten freien Platzes werden die nach und nach ankommenden Lasten zusammengelegt. Die Zelte und ihre Teile kommen wieder recht spät an, und so müssen wir uns, so gut es geht, vor der Sonne zu schützen suchen und den Durst stillt der letzte Überrest aus unserer Feldflasche. Gegen 4 Uhr erst kann ich mein Zelt, das etwas abseits in der Nähe der Feldküche liegt, beziehen. Hier müssen Leute zum Wassertragen von Taro nach Maungu gemietet werden, und deshalb schicken wir den Hauptmann Polesi in das etwa ½ Stunde entfernte Dorf, um solche zu suchen. Die Träger sitzen nach ihrer Bekanntschaft und Verwandtschaft in Gruppen weithin zerstreut, meistens im Versteck eines Strauches, um ihre Feuer und kochen. Sie sind sehr lustig, denn hier ist ein Ort, wo es reichlich chakula (Essen) giebt. Solche, die ihr Essen schon fertig haben, laden uns wohl mit „kariba Bwana“ ein, daran teilzunehmen und reichen uns eine Handvoll Bohnen aus ihrer großen Kasserolle oder einen Reisball zum Kosten dar. Ein junger Träger kommt und klagt erbärmlich über Zahnweh. Ich gieße ihm ein wenig Spiritus auf den hohlen Zahn. Damit ist er jedoch nicht recht zufrieden, da er den Zahn ausgezogen haben möchte.

Gegen Abend machten wir einen Besuch im Dorfe, das aus zerstreut liegenden, mit Hecken dicht verschanzten einzelnen Gehöften besteht, in deren einem wir durch die niedrige enge Öffnung eintreten. Auf einem geräumigen Platze standen mehrere recht nett und ordentlich aussehende große, mit Gras gedeckte Hütten, die teils als Wohnhäuser, teils als Vorratsräume dienten. Schöne kräftige Gestalten hockten auf dem Boden und waren offenbar erfreut über den Besuch der Wazungu (Europäer). Ein Kind jedoch, das Br. F. an sich locken wollte, suchte mit fürchterlichem Geschrei wegen des ungewohnten Anblickes von Weißen Schutz bei seiner Mutter in der niedrigen Hütte. Ins Lager zurückgekehrt, finden wir den Polesi mit 6 Waduruma und einem Häuptling, die sich zum Wassertragen haben bereit finden lassen. Nun geht es aber an eine langwierige Verhandlung, bei welcher der Tamule Rengeien mir als Dolmetscher dient. Die Leute verlangen anfangs unverschämt viel, dann gehen sie auf 3 Reale und endlich auf 5 Rupien für den Mann zurück. Unter dieser Summe wollen sie aber auf keinen Fall mitkommen. Die Summe ist immer noch sehr hoch. Doch glaubten wir, den Handel abschließen zu sollen. Über diesen Verhandlungen kamen wir erst spät dazu, unser Abendbrot einzunehmen. Dies mundete aber nun um so besser, weil nicht nur der Hunger, sondern diesmal auch ein fettes Huhn dem sonst recht trockenen afrikanischen Kunde (d. h. Bohnen-Gericht) besonderen Geschmack verlieh. An diesem ersten Sonntag auf der Reise war es schwer, die rechte Sonntagsstimmung zu finden, und erst, als es spät am Abend allmählich ruhiger wurde, war es möglich, sich ein wenig aus Gottes Wort zu erbauen.

---

4. Von Samburu nach Maungu (18—20. September).

Montag, den 18. September. Ich stehe schon um 4 Uhr auf und wecke die Diener. Dann ruft Br. A die Niampara (Hauptleute), welche ihrerseits wieder das Lager mobil machen. Als wir eben in Eile Kaffee trinken, kommt der Mombasa-Hauptmann und sagt, die Leute beschwerten sich, daß sie für die weite Reise von Taro bis Maungu außer ihren Lasten noch Wasser schleppen sollen. Ich lasse ihnen sagen, daß ja die Waduruma zum Wassertragen gemietet seien. Doch siehe da,

auf einmal hat der Rabai-Hauptmann die Träger in langer Reihe vor uns aufgestellt und sie machen einen fürchterlichen Lärm. Einige derselben thun sich durch ihre Unverschämtheit und ihr lautes Schreien noch besonders hervor. Br. A. spricht einige Worte zu ihnen und beruhigt sie, daß ja die Waduruma mitgehen und Wasser für sie tragen werden. Doch da kommt heraus, daß sie heute überhaupt noch nicht gehen wollen, da sie sich noch kein Essen hätten kaufen können. Natürlich gefällt es ihnen hier, wo sie reichlich und billig Essen haben können. Doch diesem Wunsche wird nicht nachgegeben und durch Abbruch der Zelte das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Da von den 15 Wasserträgern nur 12 erschienen sind, und diese erst gegen Mittag zu gehen und uns nachzukommen sich bereit erklären, entschließen sich Br. A. und B. mit 1 Hauptmann und 2 Askaris hier zu bleiben, um die Leute sicher nach Taro zu bringen. Wir kommen auf diese Weise erst gegen 7 Uhr richtig in Gang, da es auch mit dem Ordnen der Lasten wieder seine Schwierigkeiten hatte. Der Morgen ist schön kühl, doch nach und nach wird es recht heiß. Bald liegt ein Träger am Wege, der kranke Füße und Beine hat. Obwohl er nur eine leichte Last trägt, erklärt er doch, er könne nicht weiter. Es ist die Pflicht der hinterher kommenden Askaris, in solchem Falle für das Fortkommen des Trägers und seiner Last zu sorgen. Weiterhin muß ich einem anderen einen Dorn aus dem Fuße ziehen, und der junge Mensch mit den Zahnschmerzen sitzt auch wieder jammernd da. Ein Askari, der ein Zeltstück trägt, liegt da mit Fieber und Kopfschmerz. Ich kann nichts weiter für ihn thun, als ihm ein wenig Kaffee aus meiner Flasche zur Stärkung geben. Der gerade und im ganzen bequeme, weil von der englischen Kompanie ausgehauene Weg bietet hie und da einen Ausblick auf die südlich liegenden Taro-Berge.

Im Lager von Taro, das aus einem freien schmutzigen Platze besteht, mit Aussicht auf das genannte Gebirge und weiter südwestlich auf den Kisigao, kommen wir um 11 Uhr an. Wir finden hier unter einem verfallenen, auf morschen Pfählen ruhenden Dach etwas Schutz gegen die Sonne, und ruhen uns, bis die Zelte ankommen, mit einigen Trägern zusammen auf dem Boden liegend, aus. Sie sind die ersten im Lager gewesen und unter ihnen fehlt natürlich der starke „Amboßmann“ nicht, ein Christ aus Freretown, der mit seinem schweren

Amboß auf dem Kopf immer frisch und fröhlich an der Spitze marschiert. Er hat auch sein Gesangbuch mit und singt oft über dasselbe hingebeugt seine Melodien in leisem Fistelton. Hier treffen wir einen Halbaraber, der eben mit Elfenbein aus Dschagga kommt, uns aber leider wenig von dort zu berichten weiß. Er sagt nur, daß Meli geschlagen sei.

Bald nach 3 Uhr haben Br. A. und B. mir etwas Kaffee und geröstetes Brot entgegengeschickt und ich bin im Begriff, die ganz in der Nähe befindlichen Sandsteinfelsen mit den Wasserlöchern zu besichtigen, da kommen die beiden Brüder mit den Waduruma an und erzählen, was sie dort in Samburu noch alles erlebt haben und wie sie dort mit Kunde, Mais und Eiern beschenkt worden sind. Die Wasserträger erhalten einen Geldvorschuß von je zwei Rupien und werden angewiesen, morgen in aller Frühe das Wasser voraus nach Mto ya Pango zu tragen; nur zwei von ihnen sollen für den Notfall die Karawane begleiten. Gegen Abend ergiebt die Schauri mit den Hauptleuten, daß der von Herrn Gedge vorgeschlagene Nachmittags- und Nachtmarsch doch nicht ganz ausführbar sein dürfte, da jene die Entfernungen für größer halten, als dieser Herr angegeben. Deshalb entschließen wir uns, den folgenden Tag wieder morgens aufzubrechen und nach einer kurzen Rast in Siwa la Madjume und nach längerer Ruhe in Mto ya Pango, wo wir das Wasser erreichen, weiter zu marschieren, so daß wir gegen 11 oder 12 Uhr am nächsten Tage in Maungu ankommen. Vor meinem Zelte nehmen wir zeitig das Abendbrot ein, das auch diesmal zugleich unser Mittagsessen ist. Der Thee schmeckt freilich nicht gut, denn das Wasser hier, wie schon vorher in Samburu, ist erbärmlich schlecht und schmutzig, und nur mit Widerwillen vermag man diese grünliche Flüssigkeit hinunterzuschlucken.

Dienstag, den 19. September. Die Leute werden zeitig geweckt, da sie vor Aufbruch sich erst noch ein wenig Essen für die lange Reise kochen sollen. Dann werden die Lasten revidiert und zusammengebunden und die Träger mit denselben in Reih und Glied gestellt, um einen gemeinsamen Abmarsch zu ermöglichen und zu verhüten, daß nicht zuletzt noch Lasten im Lager bleiben, zu denen keine Träger mehr vorhanden sind. Dies hielt uns so lange auf, daß wir erst um 7½ Uhr abmarschierten. Der Weg von hier ist wieder bequem und breit. Etwas nach

9 Uhr erreichen wir die „Tanks“, d. h. von der engl. Kompanie ausgeschachtete Löcher etwas abseits vom Wege, in denen zur Freude der Durstenden reichlich Wasser vorhanden ist, das zwar etwas milchig aussieht und lehmig ist, aber doch ganz gut schmeckt. Viele Träger füllen sich hier ihre Kalabaschen aufs neue. Uns wundert dieser Fund, denn sowohl in Mombasa als auch erst kürzlich von Herrn Gedge war uns gesagt worden, daß diese Wasserbehälter kein Wasser enthielten. Auf einem Baumstumpf am Wege sitzend, lasse ich fast die ganze Karawane an mir vorüberziehen. Da gehen die einen singend einher, so daß einer vorsingt und die Nächstfolgenden den Refrain wiederholen. Diese kommen am leichtesten vorwärts. Die Wataita tragen ihre Lasten nicht wie die übrigen auf dem Kopfe, sondern auf dem Rücken. Sie befestigen dieselben an einem Riemen, den sie vorn um die Stirn legen, so daß allerdings der Kopf auch sein Teil abkriegt. Um die Arme und den Hals tragen sie als Schmuck schwere Messingdrahtgewinde. Die Suahelis haben fast alle ein langes Messer im Gürtel stecken und einen langen Stock in der Hand. Einige der Träger sind sehr bepackt. Außer einer oder zwei Kürbisflaschen für das Wasser, sogenannten Kalabaschen, und der Wegzehrung haben sie noch eine Eisenblech-Kasserolle an der Seite hängen und führen ein kleines Zelt mit sich, andere, wie die Wakamba, tragen Köcher und Bogen, und einer schleppt sich gar mit einer alten Flinte. Außer dieser ihrer eigenen Ausrüstung tragen die Neger nun eine Last von 50—63 engl. Pfunden auf dem Kopfe. So legen sie oft ununterbrochen ohne einmal auszuruhen drei- und mehrstündige Märsche in der Steppe zurück. Das ist immerhin aller Anerkennung wert.

Gegen 11 Uhr tauchen ein wenig nordwestlich die Maunguberge in der Ferne auf und bald darauf ist der Platz erreicht, der Siwa la Madjume (Madschuma) heißt, an dem für einige Stunden gerastet wird. Br. Faßmann, der mit einem flotten Zeltträger an der Spitze des Zuges vorausgeeilt war, erzählt, daß er von weitem eine große, braune Gestalt über den Weg setzen und sich im Dickicht verlieren sah. Er fragte seinen Begleiter, was das für ein Tier gewesen wäre. „Simba, Bwana,“ d. h. „Ein Löwe, Herr“, lautete seine Antwort. Und allerdings hatte schon in Taro ein Träger einer aus Dschaggaland zurückkehrenden Karawane von einem

Löwen erzählt, den ihre Leute unterwegs bemerkt hätten. Doch konnten wir unbehelligt unseren Weg nach Siwa la Madjume vollenden. —

Dort ruhen wir aus, indem wir unter einem Dornenbaume auf einem Gepäckstück sitzen oder das Gesicht mit dem Sonnenhut bedeckend auf der platten Erde liegen. Ein Schluck Kaffee aus der Feldflasche oder grünliches Taro-Wasser und ein Stückchen geröstetes Brot oder Schiffsbisquit, das wir uns früh in die Tasche gesteckt, stärkt uns für die Weiterreise. Es wird recht schwül und der Himmel bewölkt sich, und endlich, gerade als gegen $^1/_2$3 Uhr die Ordre zum Aufbruch nach Mto ya Pango gegeben wird, fängt es stark zu regnen an. Der Regen hält etwa $^3/_4$ Stunden an und kühlt die Luft köstlich ab, so daß der Marsch an diesem Nachmittag uns nicht allzusauer wird und wir hoffen dürfen, gegen 8 Uhr in Mto ya Pango eintreffen und dort längere Nachtruhe halten zu können, zumal der Mond uns für die ersten Stunden der Nacht den Weg erhellt. Diese Hoffnung wurde aber zu Schanden, denn in Mbujuni, einem ungemütlichen engen Lagerplatz etwa 1—1$^1/_2$ Stdn. vor Mto ya Pango, finden wir gegen 7 Uhr eine Anzahl Träger, zumeist Rabai-Leute, schon bei ihren Feuern sitzen. Auf unsere Aufforderung, noch die kurze Strecke weiter zu gehen, erklären sie hartnäckig, sie seien müde und wollten hier einige Stunden rasten. Nur der Fahnenträger und einige andere nehmen ihre Lasten auf und ziehen weiter. Da kein Askari und auch kein Hauptmann zugegen ist, ziehen wir es vor, vorläufig auf diese zu warten. Zu unserem Leidwesen machen aber auch sie gemeinschaftliche Sache mit den widerspenstigen Trägern. Der Anwendung von Gewalt scheint uns die Sache nicht wert, indem ja einige wirklich recht müde sein mochten, und so erlauben wir ihnen, bis 11 Uhr hier zu ruhen. Um eine längere Nachtruhe waren freilich auf diese Weise nicht nur die Leute, sondern auch wir gebracht. Hier zeigte es sich recht deutlich, daß unsere beiden Hauptleute samt den Askaris nicht viel taugten, der Rabai-Hauptmann Aaron Matthehu, ein Schwätzer, schien mir mit seinen Askaris und einigen anderen Rädelsführern unter den Rabai-Leuten schuld an der ganzen Widersetzlichkeit zu sein, und der Mombasa-Hauptmann war viel zu feige, um den Leuten ernstlich entgegen zu treten. Die Rabai-Leute fühlten wohl, daß sie unrecht gethan, denn sie ließen mir, wie auch den anderen

Brüdern, einen Ball, aus versüßtem Reismehl bereitet, gewissermaßen zur Versöhnung anbieten. Nach Mitternacht erst erreichten wir Mto ya Pango und stießen wieder auf den Vortrab und Br. F., der durch den ordnungswidrigen Aufenthalt in Mbujuni um sein Abendbrot gekommen war. Doch hatte ihm sein treuer Uledi einen gerösteten Maiskolben und eine Schüssel gekochten Reis vorgesetzt, woran er, freilich ohne Löffel oder Gabel zur Hand zu haben, seinen Hunger einigermaßen gestillt hatte. Br. A. überwachte hier die Austeilung des Wassers. Die 15 Petroleum-Gefäße reichen für die ganze Karawane, und für uns blieb noch eine ganze Last Wasser reserviert. Aber o weh! wie schmeckte der davon gekochte Kaffee nach Petroleum! Es gehörte der ganze Appetit eines afrikanischen Steppen-Wanderers dazu, um ein derartiges Getränk hinunterzuschlucken. Unsern schwarzen Begleitern scheint der leichte Beigeschmack des Wassers nicht viel auszumachen, sie setzen lustig den Topf übers Feuer. Da keine Zelte errichtet wareu, so mußte jeder sehen, wo und wie er seine Lagerstätte sich herrichtete. So legten wir uns denn nach dem Essen zu kurzem Schlummer in der Nähe der Feuer auf dem Erdboden nieder und suchten uns, so gut es eben ging, gegen die kalte, tauige Nachtluft zu schützen. An Schlaf war bei der Unruhe im Lager kaum zu denken. Um 5 Uhr brachen wir nach Maungu auf.

Mittwoch, den 20. September. Indem wir uns den Maungu-Bergen nähern, wird der Weg allmählich steiler und der Waldcharakter tritt wieder mehr hervor. Gegen 8 Uhr begegnen wir einem Europäer, einem Ingenieur-Assistenten. Er ist auf der Jagd. Soeben hat er ein Perlhuhn erlegt. Bald darauf treffen wir Herrn Wilson selbst, den Hauptingenieur der britischen ost-afrikanischen Gesellschaft. Da er gerade dabei ist, seinen Kaffee einzunehmen, ladet er uns freundlichst zum Mittrinken ein. Mir that dieser edle Trank und noch mehr die überaus herzliche Freundlichkeit dieses Beamten nach dem Ärger und der Strapaze der vorigen Nacht sehr wohl. Schon 5 Jahre in Ostafrika und die letzten 10 Monate in der „Bara“ (Wüste) mit Wegevermessung in Ukamba beschäftigt, hat auch er schlechte Erfahrungen mit den Rabai-Leuten gemacht. Als er den Rabai-Hauptmann sieht, bezeichnet er ihn geradezu als einen „bad man“ (Bösewicht).

Der Weg von jetzt ab geht im Zick-Zack weiter, so daß es zuweilen scheint, als ob wir statt vorwärts rückwärts kämen. Indessen ist der nördliche Bergabhang bald erstiegen und um $10\frac{1}{2}$ Uhr sind wir auf dem schattigen Lagerplatz des Maungu-berges angekommen. Von hier genießen wir eine prächtige Aussicht nach Norden über die weite Ebene, nach Westen dehnt sich wie ein ruhig daliegendes Meer die große, mit Bäumen und Gebüsch bewachsene Steppe, aus der im Nordwesten die Felsmassen der Taita-Berge und des schroffen Ndara-Felsen sich erheben — ein großartiges Bild.

Hier können wir uns endlich wieder einmal an dem frischen Bergwasser satt trinken und die müden Glieder erfrischen, und da auch unser Oberküchenmeister, Br. M., uns nach der Entbehrung seit gestern früh nicht bloß trockene Kunde (Bohnen) bietet, sondern aus seinem Vorrat noch allerlei dazu, so ist die leibliche Müdigkeit bald vergessen, und wir können uns nun laben an der Herrlichkeit der Natur um uns her, das Tagebuch zur Hand nehmen und etwas lesen. Zeitig gehen wir diesmal zu Bett, denn morgen soll der von den Hauptleuten auf 10 Stunden angegebene Marsch nach Taita (Sagala) wieder zeitig angetreten werden.

---

5. Von Maungu nach Makake (21.—24. September).

Donnerstag, den 21. September. Um 5 Uhr ist das Lager mobil. Die Lasten werden geordnet, und da mehrere Kranke nicht ihre volle Last tragen können, müssen die Askaris wohl oder übel daran, die übrig bleibenden Stücke selbst zu tragen. Um $5\frac{3}{4}$ Uhr wird das Zeichen zum Abmarsch gegeben. Es geht den Berg hinab in die Ebene und gegen 8 Uhr kommen wir an die Stelle, wo der Weg nach Uganda in nördlicher Richtung abgeht. Von hier an ist deshalb unser Weg nicht mehr so gut, d. h. so breit ausgeholzt, daß man bequem durch das Buschwerk gehen kann. Denn das Hauptinteresse hat die englische Kompanie an der Karawanenstraße nach Uganda, nicht an der nach Taweta. Es geht daher streckenweise auf recht schmalem, ausgetretenem Fußsteig durch mannshohes Gras und Gestrüpp hindurch. Der Weg bis an die Taita-Berge ist ziemlich einförmig, aber sobald man auf der Südseite

derselben etwas höher gestiegen ist, bietet sich eine prächtige Fernsicht auf die mächtigen Maungu-Berge rückwärts im Osten, auf den Kisiago im Süden und auf die langgestreckten Taita- Ndara) Berge vor uns. Wir mußten den weit ins Land hinein (sichtbaren Ndara-Felsen auf der Südseite umgehen, und, uns dann nördlich wendend, haben wir das Gebirge immerwährend zur Rechten. Ein kolossaler Mkuyu-Baum nimmt uns in der stärksten Mittagshitze für eine kurze Rast in seinen kühlenden Schatten auf. Dann geht es noch durch traurig aussehende Schamben der Wataita, in denen hie und da eine Ziegenherde weidet, und — gegen 2 Uhr befinden wir uns nach 7 stündiger Wanderung in dem prächtigen Lager von Sagala (660 m hoch). Das erste ist, daß ich aus dem frischen Gebirgsbach meinen großen Durst lösche, denn die Feldflasche hatte schon längst nichts mehr zu bieten vermocht. Unter einem mächtigen wilden Feigenbaum (Sykomore) gelagert, warten wir auf die Zelte. Diese werden so aufgestellt, daß wir die Aussicht auf den hohen Bergrücken vor uns haben, von dem das Wohnhaus des englischen Missionars, des Herrn Wray, wie eine einsame Klausnerei grüßend zu uns herabschaut. Dem früheren Bewohner desselben und seiner jungen Frau, die es noch nicht hatte wagen mögen, ihrem Manne bis in diese Wildnis und Einsamkeit hinein zu folgen und deshalb von ihm getrennt leben mußte, hatten wir ja in Mombasa Lebewohl gesagt, und so wußten wir, daß uns von dort kein Schuß der Begrüßung oder ein Besuch in Aussicht stünde. Ein im Unterschied von den anderen Wataita ordentlich gekleideter Schwarzer kam aber zur Begrüßung und wurde uns als ein Christ vorgestellt, dem die Aufsicht über die Missionsgebäude anvertraut war. Männer und Frauen kommen mit Hühnern, Zuckerrohr, Ziegen und anderen Lebensmitteln ins Lager, und die Träger, die sich in den Gebüschen um den mit Wasserblumen geschmückten kleinen Teich herum gelagert, feilschen und kaufen nach Herzenslust. Besonders findet das Zuckerrohr, das die Träger gerne kauen, reichlichen Absatz. Nach einer kurzen Ruhe machen Br. A. und B. einen Besuch auf der Missionsstation da oben, und Br. M. geht auf die Jagd. Als ich im Zelte mich wasche und umkleide, höre ich auf einmal lautes Geschrei im Lager und die Worte „a ta fungwa a ka pigwa“ (er wird gebunden und geschlagen werden) und dann die laute Stimme des Heri, eines Askari. Als ich mich erkundige,

heißt es, der Heri habe auf dem Wege einen Träger aus Rabai geschlagen, weil er dessen Last habe tragen müssen und deshalb sei Gericht über ihn, den Askari, gehalten worden, aber da er sich genügend verantwortet, so sei die Sache beigelegt. Das Abendbrot, das aus Kunde und Reis und zwei von Br. M. erlegten Vögeln besteht, mundet uns herrlich im hellen Mondschein; die Frösche im nahen Teiche bieten lustige Tischmusik, und die eben heimgekehrten Brüder erzählen uns, was sie da oben gesehen und gehört, wie die Aussicht so herrlich und die Kletterei so beschwerlich gewesen. Ehe wir zur Ruhe gehen, besprechen wir noch unseren Reiseplan für den morgenden Tag mit den Hauptleuten und auf ihren Vorschlag hin verabreden wir schon um 11 Uhr vormittags statt um 2 Uhr nachmittags aufzubrechen. Da sich die Askaris beschwert, daß sie der sich mehrenden Kranken wegen zu viel Lasten schleppen müßten, mieten wir noch 4 Wataita als Träger nach Dschagga, die als Lohn ein Gora Kleiderstoff im Werte von 5 Rupien und 1 Doti „Poscho" erhalten sollten und am nächsten Morgen sich einzustellen versprachen. Hier gelten noch Rupien, aber Sagala ist die Grenze für Geldmünzen. Von da werden nur Perlen und Zeuge als Zahlung angenommen.

Freitag, den 22. September. Es war so köstlich, einmal wieder ordentlich ausschlafen zu können und dasselbe Bedürfnis hatten wohl auch die Träger, denn erst um 6½ Uhr wurde es im Lager lebendig. Ein Askari, Mzee Omari, der schon mehrere Tage fieberkrank gewesen und ein kranker Träger baten hier zurückbleiben zu dürfen, und ich mußte ihnen den gewünschten „barna", d. i. Urlaubsschein ausstellen, damit sie in Mombasa nicht als Flüchtlinge angesehen und bestraft werden. Als es nun zum Ordnen der Lasten gehen soll, entsteht ein gewaltiges Lärmen und Schreien im Lager und die Leute, hauptsächlich wieder solche aus Rabai, weigern sich zu gehorchen: es sei zu heiß und sie wollten erst am Nachmittag fort. Mit Stöcken und Knütteln bewaffnet rennen sie durcheinander und einige Hauptschreier kommen nahe an uns heran. Diesmal waren wir entschlossen, der Widersetzlichkeit nicht nachzugeben. Deshalb wurde der erste beste Hauptkrakeeler hergenommen und tüchtig mit dem Stock durchgehauen, und als ein anderer, zur Flucht auffordernd, davon laufen wollte, auch diesem ein paar Hiebe versetzt, wobei er nicht den Mut hatte, seinen schon gehobenen

Stock zur Gegenwehr zu gebrauchen. Es gelang uns, auf diese Weise die Leute einzuschüchtern. Nachdem die Ruhe völlig wiederhergestellt war, richtete Br. B. einige Worte in Suaheli an die Träger. Er sagte ihnen, daß wir ja gerade auf den Vorschlag ihrer eigenen Hauptleute den Abmarsch auf diese Stunde festgesetzt hätten. — Darauf machte sich einer nach dem andern daran, seine Last zu suchen. Wir konnten die Zelte abbrechen lassen und waren um 12 Uhr friedlich auf dem Wege. Bei solchen Vorkommnissen fühlt man den Mangel der Sprachkenntnis recht sehr, denn wenn man auch im allgemeinen sich radebrechend und durch Hin- und Herfragen einigermaßen mit den Leuten verständigen kann, sollte man bei solchen Gelegenheiten doch auch ein vernünftiges Wort mit ihnen reden können, was gewiß nicht ohne Frucht sein würde. Dazu wollten aber die paar stereotypen Redewendungen, deren wir mächtig sind, nicht ausreichen.

Die Hitze war allerdings anfänglich nicht unbedeutend und der Weg durch das hohe Gras nnd über die Gongoloni-Hügel nicht ganz angenehm. Die Landschaft dagegen mit ihren Bergen ringsumher bot uns einen genußreichen Anblick. Die hinter uns liegenden Ndaraberge schienen sich nach Norden zu mit den Matate- oder Bura-Bergen vor uns zu einem gewaltigen Halbkreis zu vereinigen und werden wohl deshalb mit dem gemeinschaftlichen Namen des Taitagebirges bezeichnet. Der Dchaviafelsen an der Südseite der Buraberge giebt uns, wie früher der Ndarafels, die Richtung des Weges an. Gegen Abend muß mühsam ein sich vorlagernder Berg überschritten werden. Hier haben wir eine Strecke echt afrikanischen Karawanenweges: der Fußpfad ist so schmal und rinnenförmig ausgehöhlt, daß nicht zwei Füße nebeneinander Platz finden. Bald gilt's den steilen Berg hinauf zu klimmen, dann geht's wieder über Steingeröll langsam den Berg hinab. Da kostet es den Trägern manchmal viel Mühe, mit ihren Lasten durch das verschlungene und den Weg versperrende Dickicht hindurch zu kommen. Oft mußten sie die Lasten vom Kopf nehmen und sich bückend mit ihnen hindurchkriechen. In weiter Ferne sehen wir hoch auf den gegenüberliegenden Bergen hellleuchtende Feuer und im Thal davor winken auch die Feuer unseres Lagers in nicht allzuweiter Ferne. Wir überschreiten auf einem Baumstamme das klare Wasser des Matatebaches und werden nach einem kurzen Marsche durch An-

pflanzungen gegen 8 Uhr von Br. A. und M. im Lager von Matate begrüßt. Die Lasten kommen recht langsam an und werden bunt durcheinander über einen Haufen gelegt. Ein Zelt bleibt ganz aus, so daß Br. F. und M. in dem meinigen mit kampieren müssen. Die Leute schreien und singen bis spät in die Nacht hinein, denn sie wissen, daß hier wieder reichlich „chakula“ vorhanden ist und morgen ein Ruhetag ihrer wartet.

Sonnabend, den 23. September. Die Wataita finden sich recht früh im Lager ein, um Bananen, Zuckerrohr, Bohnen, Erbsen, Eier, Honig, Butter und wer weiß was alles zu verhandeln. Bezahlt wird hier nur mit Zeug und Perlen. Meist sind es Frauen, die Waren feilbieten. Sie kommen mit kurzgeschürztem faltigen Kleid um die Hüften, mit vielen Perlenschnüren um den Hals, schwerem Drahtgeflecht um die Arme und mit messingnem, die Ohrlappen tiefherabziehenden Ohrschmuck, dazu vielleicht ein Kind in einem Tuch auf dem Rücken tragend. Aber auch die Männer fehlen nicht. Mit allerlei Schmuck aus Drahtgeflecht und Hornarbeit behängt, bieten auch sie ihre Waren den Trägern an und machen, wie es scheint, nicht üble Geschäfte. Zuckerrohr und Bananen werden in Unmasse gekauft und vertilgt. Jeder Träger, wo er geht und steht, hat sein langes oder kurzes Zuckerrohr in der Hand und kaut nach Herzenslust. Nach der Morgenandacht lassen wir die Hauptleute und einige Askari zu uns kommen und sprechen mit ihnen wegen des gestrigen Aufstandes. Sie wollen weder den Grund wissen, noch die Namen der Rädelsführer angeben. Wir machen sie in Zukunft für die Ruhe im Lager verantwortlich und drohen, falls wieder etwas vorkäme, sie in Mombasa zur Rechenschaft zu ziehen. Das hilft, denn der Rabai-Hauptmann erklärt, es werde hinfort nichts mehr vorkommen. Es wird ihnen noch aufgetragen, hier 9 Wataita als Wasserträger zu werben und einige andere zum Lastentragen, da sich herausgestellt, daß ein Träger in Sagala — der die Prügel erhalten hatte — geflohen ist und mehrere wieder so krank da liegen, daß sie nicht weiter marschieren können.

Da die Wasserträger erst im Laufe des Sonntags kommen wollten, so gaben wir unseren ursprünglichen Plan, nur einen Rasttag zu halten, auf. Wir ließen den Leuten verkündigen, daß wir noch einen Tag länger hier ruhen wollten, daß sie aber, da es Sonntag sei, sich ruhig verhalten müßten. Es ging

bei dieser Verkündigung ein lautes Hallo nnd Freudengeschrei durch das Lager. Denn sich noch einen Tag hier gütlich thun zu dürfen, schien ihnen die Erfüllung ihres höchsten Wunsches zu sein. Ob aber die zugemessene Wegzehrung ihnen eine solche Extravaganz auch gestatte, darüber schienen sich diese für den Augenblick lebenden Bauchmenschen keine Sorge zu machen. Einem nach Mombasa zurückkehrenden Häuptling einer kleinen Karawane hatten wir Gelegenheit, Briefe an Hr. Dick und nach der Heimat mitzugeben.

Sonntag, den 24. September. Eine solche Karawanenreise hat etwas Aufregendes und hält Leib und Seele in beständiger Spannung. Deshalb thut mir und uns allen die heutige Sonntagsruhe recht wohl. „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft" heißt es in meinem Innern als Antwort auf die Trostworte des 27. Psalms. Wir erbauen uns an dem Liede „Mir nach spricht Christus, unser Held" und an einer Predigt von P. Petri über das Evangelium des heutigeu Sonntags (XVII n. Trin.), die zwar in ihrem ersten Teile für die afrikanische „Bara", wo die Gastmähler und Gesellschaften ausgeschlossen sind, nicht recht zu passen scheint, aber in ihrem zweiten Teile auch hier reich an Lehre und Strafe ist Die Hauptleute bringen 7 Watai, deren Namen aufgeschrieben werden und versprechen, die übrigen noch rechtzeitig bis morgen zu besorgen. Der Askari Hamis meldet seine Ankunft mit den neun rückständigen Lasten aus Rabai, bittet aber, morgen mit seinen Leuten hier einen Tag rasten zu dürfen und verspricht, uns in Taweta einzuholen.

---

6. Von Makate nach Taweta (25.—28. September).

Montag, den 25. September. Drei Kranken muß Urlaub gewährt werden. Ein Sohn bringt seinen alten Vater, der brustkrank ist und Fieber hat, und bittet für ihn. Es ist rührend zu sehen, wie erfreut und dankbar er dafür ist, daß er seinen Vater frei weiß mit dem „barua" in der Hand und nun auf Grund dieses von uns ausgestellten Scheines zurückkehren kann. Die neun Wasserträger sind angekommen und mit ihnen drei andere Wataita für die Lasten, von denen jedoch zwei sich in eine Last teilen und der dritte, nach echtem Wa=

taita-Brauch, sich nur eine leichte Last geben läßt. Erst $6^3/_4$ Uhr können wir das Lager verlassen. Der Weg führt steil auf der Südostseite der Bura-Berge bis zu einer gewissen Höhe hinan, hält sich dann ziemlich auf gleicher Höhe und umgeht den Ausläufer derselben, den hohen, jäh abfallenden Dchavia-Felsen.

Gleich beim Anstieg begrüßt uns ein prächtiger Regenbogen in dem die Berge zur Rechten einhüllenden Wolkenmeer. Doch während in diesem Zeichen Gottes Fiedensgedanken über uns offenbar werden, hadern die Menschen miteinander: der beurlaubte kranke Bin Omri kommt trotz seiner bösen Füße nachgehumpelt. Er sucht einen Abdullah, der ihm seine Wegzehrung und damit die Mittel für den weiten Heimweg gestohlen hat. Als wir den Abdullah zur Rede stellen, leugnet er standhaft. Aber ein Askari findet schließlich das Stück Zeug bei ihm. Er muß es herausgeben und seinen Diebstahl mit einer Strafe von acht Pesa gut machen.

Die Aussicht von dieser Höhe in die Ebene hinab ist wieder herrlich.

Ein noch viel herrlicherer Anblick aber als diese Berge hinter uns bietet sich uns gegen 8 Uhr dar, als wir uns wieder mehr westlich wenden. Denn siehe da! in weiter, weiter Ferne ragt in majestätischer Höhe aus den Wolken heraus und fast mit ihnen zusammenschmelzend das schneebedeckte Haupt des Kibo, der höchsten Spitze des **Kilimandscharo!** Im Anschauen dieses mächtigen Berges wurde unser Gemüt bewegt und unser Herz mit Freude und Hoffnung erfüllt: ist er doch das Ziel unserer Reise und sind wir doch gesandt, in seinem Gebiet den armen Menschen die süße Botschaft zu verkündigen, daß in Christo das Heil vorhanden ist und daß, wenn sie sich zu Ihm bekehren, ihre Sünden vergeben und ob diese gleich blutrot wären, doch weiß wie der Schnee dieses Berges werden sollen.

Mit dem Gebetsseufzer, daß uns der HErr wohlbehalten das eben erschaute Ziel unserer Reise erreichen lassen möge, stiegen wir hinab ins Bura-Thal, wo wir einen kleinen Fluß überschritten und zwischen wohlgepflegten Schamben hindurchziehen. Da dies der letzte Wasserort vor Taweta war, so mußten wir hier schon um 11 Uhr vormittags unser Lager beziehen, obwohl der heutige Marsch nur kurz gewesen war und wir noch Kräfte gehabt hätten weiter zu ziehen. Der Lager-

platz lag recht anmutig zwischen Schamben mit schöner Aussicht nach den Bergen, hatte aber das Unangenehme, daß das Gras auf demselben abgebrannt war und wir so von der feinen schwarzen Asche belästigt wurden.

Mit den Hauptleuten besprachen wir den Reiseplan nach Taweta, der dahin festgesetzt wurde, daß wir morgen früh $5^1/_2$ Uhr von hier aufbrechen, bis 12 Uhr marschieren, dann zwei Stunden Mittagspause halten, wieder bis 6 Uhr abends marschieren und dann die Nacht bis 1 Uhr ruhen wollten, so daß wir mit Gottes Hilfe den übernächsten Tag etwa um Mittag in Taweta eintreffen könnten. Kurz nachher entsteht eine Prügelei im Lager. Es hat ein Rabai-Mann einen Mombasa-Mann auf dem Wege geschlagen und so wollen die beiden Parteien das aneinander rächen und gehen drohend mit ihren Knütteln und vielem Lärm auf einander los. Die Hauptleute jedoch, eingedenk ihres Versprechens in Matate, beschwichtigen die Rotte und stellen den Frieden wieder her. Den neugeworbenen Leuten aus Matate muß das Poscho zugemessen werden, wobei sie aber schlauerweise einen aus ihrer Mitte wählen, der recht lange Arme hat. Der Aufgang des Vollmondes über den Bergen war ein entzückender Anblick, den zu genießen wir alle aus unsern Zelten eilten. Der uns morgen in Aussicht stehende derbe Marsch ließ uns aber die Nachtruhe früher als gewöhnlich suchen.

Dienstag, den 26. September. Heute hatten wir denselben Ärger wegen der Lasten, von denen etliche Stücke liegen bleiben. Da wir die Askaris von hier aus gern frei haben wollten, damit sie auf dem weiten Marsche besser dem einen oder anderen zu Hilfe kommen könnten, so blieb uns nichts übrig, als noch 3 Wataita, die von Matate her ihre Freunde begleitet hatten, zu mieten. Die Leute wurden ermahnt, sich recht reichlich mit Wasser zu versehen. Um 6 Uhr konnte das Zeichen zum Abmarsch gegeben werden. Die uns von verschiedener Seite gemachte Hoffnung, heute recht viel Wild zu sehen und so Jagdgelegenheit zu haben, wurde nicht erfüllt, wenigstens sahen wir den ganzen Vormittag kein einziges Stück. Unter einem der Weißdornbäume, der seine Äste schirmartig ausbreitet, aber dabei doch wenig Schatten giebt, streckten wir unsere müden Glieder auf dem harten Boden zur Mittagsruhe aus. Ein paar rohe Eier aus Matate und ein wenig Käse und Bisquit bildeten unser einfaches Mittagsmahl. Die Gegend, die wir

jetzt durchzogen, ist recht einförmig. Das Marschieren in dem steten Einerlei einer solchen afrikanischen Steppe hat wenig Angenehmes. Das dürre Gras zwischen dem Dorngestrüpp ist oft über mannshoch und verdeckt dann den Weg so, daß man den engen Fußsteig kaum zu sehen vermag. Stellenweis ist es in weitem Umkreis niedergebrannt; hie und da glühen noch einzelne vertrocknete Baumstämme. Ja einmal mußten wir dem Feuer fast aus dem Wege gehen, da es seine Glut uns in allernächster Nähe spüren ließ. Fragt man die Leute, wodurch diese Steppenbrände entstehen, so antworten sie entweder „si jui“ „ich weiß nicht“, oder sie sagen, die Waschenzi, d. h. Wilden, zu denen sich der Suaheli natürlich nicht rechnet, haben sie angelegt. Gegen Abend wurde unsere Aufmerksamkeit auf ein paar Tiere gelenkt, die wir ihrer Größe nach und ihrer rötlichen Farbe wegen für Hartebeest hielten, die aber viel zu weit weg waren, als daß wir Lust gespürt hätten, ihnen nachzugehen. Auch ein Strauß zeigte sich, er war aber nicht gesonnen, auf Br. M.'s Büchsenkugel zu warten.

Um 6 Uhr machten wir an einem offenen Platze am Wege Halt. Ein wenig Strauchwerk ließ ihn als besonders dazu geeignet erscheinen. Die Zelte wurden, da eine Nachttour geplant war, nicht erst aufgeschlagen. Bald nach Sonnenuntergang wurde es recht kalt und mein dicker Schlafrock that mir gute Dienste. Wir ließen uns schnell Kakao machen, und den Leuten wurde vom Askari Heri das Wasser aus den Petroleumblechen zugemessen. Solche, die zu einer Sippe gehörten und gemeinschaftlich kochten, sandten einen aus ihrer Mitte mit der weiten Blechkasserolle und erhielten je nach ihrer Anzahl das entsprechende Quantum Wasser. Diesmal mußte nämlich sehr sparsam mit demselben umgegangen werden. Denn der eigene Wasservorrat der Leute war wohl meistens erschöpft und noch lag eine weite wasserlose Strecke vor uns. Das Feuer des Steppenbrandes, welches durch die Büsche hindurch weithin sichtbar war, bildete einen eigentümlichen, fast unheimlichen Gegensatz zu dem milden Mondlichte. Ohne auf das langsame Garwerden unseres Bohnengerichtes zu warten, legten wir uns in unsere Decken gehüllt unter freiem Himmel auf unsere Feldbetten. Doch schon gegen 1 Uhr mußten die müden Schläfer wieder geweckt werden, und es kostete ein wenig Anstrengung, die verschlafenen Gesellen alle auf die Beine zu kriegen; aber

es half nichts, denn es galt den herrlichen Mondschein zu benutzen und vor Anbruch des heißen Tages so nahe als möglich an Taweta heranzukommen.

Langsam und schweigend zieht die lange Karawane in der frischen Morgenluft durch die grüne Grassteppe, aus der die vom Mondlicht beschienenen, einzeln stehenden Dornenbäume und halb verkohlten Baumstämme in wunderlichen Formen den schlaftrunkenen Wanderer gespensterhaft anschauen.

Mittwoch, den 27. September. Im Morgengrauen treffe ich mit Br. A. und B. zusammen und ihr erstes Wort an mich ist: „Sehen Sie den Kilimandscharo dort!“ Ja wirklich, ein wenig zur Rechten schauen aus dem Dunkel, in das der ganze übrige Berg noch eingehüllt ist, die schneebedeckten Gipfel des Kibo und Mawenzi auf uns herab. Je heller es wird, desto deutlicher treten die Umrisse hervor, und als dann die prächtige Morgenröte die gleich einer Sandfläche vor uns sanft aufsteigende Graslandschaft mit den braunrötlichen und dazwischen ganz hellgrünen Bäumen in malerische Farben taucht und die höchsten Spitzen des Kibo von der aufgehenden Sonne beleuchtet werden, stehen wir in stiller Bewunderung da, und das Auge kann sich nicht satt sehen an dieser Herrlichkeit. Je höher die Sonne steigt und mit ihrem Licht von oben den Berg überschüttet, desto mehr weicht das Dunkel zurück, und endlich steht der ganze Berg in seiner vollen Größe und Pracht klar und deutlich vor uns. Konnten wir im Anschauen dieser Naturschönheit eine Zeitlang alle Müdigkeit vergessen, so übermannt dieselbe uns doch wieder, und Br. M. und ich legen uns unter einen Baum, das Gesicht mit dem Sonnenhut schützend, und schlafen ein halbes Stündchen. Br. A. finden wir weiterhin ebenfalls unter dem Schutz eines Baumes liegend, weil sein Bursche mit dem Sonnenhut zurück ist und es ohne denselben zu marschieren nicht mehr rätlich ist.

Das Ugueno-Gebirge zur Linken, vor dem der Dschipe-See sich lang hinstreckt, geht es in nordwestlicher Richtung weiter. Schon ist der letzte Schluck aus der Feldflasche getrunken, als wir gegen 8 Uhr die wasserlosen Landschore-Löcher passieren, wo ein ständiges Massai-Lager sein soll, von dem wir aber nichts gewahrten, und nun beginnt es recht heiß zu werden. Den Schirm kann man auf dem schmalen, mit Dorngestrüpp reichlich besetzten Pfade kaum gebrauchen, da man überall

damit hängen bleibt, und so muß man eben, so gut es geht, sich weiter schleppen. Das laue, schmutzige Wasser aus dem Petroleumblech, das ein Taita-Mann in unserer Nähe trägt, schmeckt erbärmlich schlecht, feuchtet aber doch die Zunge an. Der Weg zieht sich in die Länge, als ob er kein Ende nehmen wollte. Endlich, als die Vegetation etwas üppiger wird, ertönt die freudige Nachricht: „Naya, Taveta karibu“ —, aber immer noch ist es ein gut Stück Weges, das vor uns liegt. Zuletzt treten wir in schattiges Waldesdickicht ein und bald, nachdem sich unser Weg mit einem anderen, breiteren, der von Pangani kommen soll, vereinigt hat, passieren wir das niedrige Thor von Taweta, das aus eingerammten und oben verbundenen Baumstämmen besteht, und treten in das eigentliche Taweta (745 m hoch) ein. Durch Schamben hindurch, aus denen einzelne Tawetaner freundlich grüßen und an der Boma der englischen Kompanie vorbei, kommen wir an den breiten Lumi-Fluß. Hier ist guter Rat teuer, wie hinüberkommen. Indessen, da niemand bei der Hand ist, uns hinüber zu tragen, ziehen wir schnell Gamaschen, Stiefel und Strümpfe aus und waten hindurch. Das kalte, bis an die Knie reichende Wasser giebt den Füßen köstliche Kühlung. Noch ein kurzes Stück am rechten Ufer des Flusses entlang und — wir haben die längste und anstrengendste Tour der ganzen Reise (etwa 15 Stunden) hinter uns und können $11^1/_2$ Uhr in dem Hrn. Frazer in Marangu gehörigen Schuppen die sehr müden Glieder zur Ruhe ausstrecken. Nicht lange nach unserer Ankunft kam der hier stationierte Missionar der englischen Kirchenmission, Rev. Mc Gregor, ein junger, freundlicher Herr, uns zu begrüßeu und lud uns ein, nach seinem Missionsgehöft zu kommen. Wir nahmen diese Einladung um so lieber an, als auf diesem engen Platze zwischen den Schuppen für unsere Zelte kein rechter Raum war. Nachdem wir unsere Sachen etwas geordnet, folgten wir ihm nach dem etwa 12—15 Minuten entfernten Missionshaus. Der ganze Weg dahin geht den Fluß entlang durch Ländereien, die der Mission gehören, ist erst Urwald, dann Gartenland mit Bananen, Bohnen und Kartoffeln bepflanzt. Auf der anderen Seite dehnt sich das Missionsgrundstück, wie wir später sahen, noch weit hinaus und bietet für später reichlich Raum zur Ansiedelung von Christen. Zwei kleine, einfache Häuschen mit je einem Zimmer und einem auf einer Leiter zu erreichenden Dach-

raum, ein Schulhaus und eine Küche mit ein paar Schuppen, alles recht einfach gebaut, zeigen im Gegensatz zu den stattlichen Anlagen auf anderen Stationen dieser Mission, z. B. in Freretown und Rabai, daß im Innern von Afrika das Bauen keine leichte Sache ist und man sich auch an Geringem genügen lassen muß und kann. Ließ auch die Junggesellenwirtschaft dieses einsam stehenden und, nach seinem bleichen Gesichtsausdruck zu schließen, oft vom Fieber heimgesuchten jugendlichen Eremiten manches zu wünschen übrig, so waren wir aus der „Bara" Kommenden nicht verwöhnt und die Herzlichkeit und aufopfernde Gastfreundschaft machten uns den Aufenthalt hier so lieb, daß wir es uns gern gefallen ließen, auch den nächsten Tag, den wir zum Rasttag bestimmt, bei ihm zu bleiben.

Etwa 30 Knaben aus allerlei Stämmen bilden seine Kostschule. Zum größten Teil sind sie noch nicht getauft. Sie empfangen Unterricht und werden im Garten und in der kleinen Buchdruckerei beschäftigt und müssen im Hause und in der Küche helfen. Ein heidnischer Tawetaner hatte kürzlich seinen Jungen zum Missionar gebracht mit der Bemerkung: „Sie dürfen ihn nicht schlagen, aber wenn er stiehlt, dürfen Sie ihn töten." — Einige solche Taweta-Biedermänner kamen uns zu begrüßen. Es waren schöne kräftig gebaute Gestalten, und einer der Aeltesten sah wirklich charaktervoll und fast stolz aus. Als Br. B. ihn frug, ob er Suaheli verstände, antwortete er selbstbewußt: „Ich kann es sehr gut." Es nahm ihn wunder, daß wir alle miteinander Brillen trugen, um so mehr, als er selbst durch eine derselben, die er sich aufsetzte, nichts zu sehen vermochte.

Am Abend kommt die Nachricht, daß Jesudāsen fieberkrank weit zurück am Wege liege und nur ein Askari, der Rengeien, sein Landsmann, bei ihm sei. Ich gehe sofort ins Lager hinunter und rufe Freiwillige vor, die gehen und ihn hereinbringen sollen. Es melden sich auch solche. Doch weil sie selbst noch zu müde sind und ihre Bananen-Speise erst kochen müssen, so wollen sie erst morgen in aller Frühe aufbrechen. Auch einige Träger sind bis Abend mit ihren Lasten noch nicht angekommen. Noch bis spät in die Nacht hinein plaudere ich mit Herrn Mc Gregor, der mir viel von seinen und Mr. Steggalls Erlebnissen, traurigen und freudigen, aus Moschi und Taweta erzählt. Er hofft, daß sein Kollege Mr. Steggall bald wieder von England nach Taweta zurückkehren werde. Er stattete

uns auch mit dem Dschagga-Matthäus-Evangelium von Steggall und einem kleinen Wörterbuch in der englischen, Moschi- und Taweta-Sprache bereitwilligst aus. Dieser schlichte, einfache Mann wird uns stets in lieber Erinnerung bleiben.

Am Donnerstag früh, 28./9., standen wir gegen 7 Uhr auf und labten uns an einem guten Frühstück bei unserem Gastfreunde. Die schottische Hafergrütze mit frischer Milch und vorzüglichem Honig mußte jedem munden. Früh kommt ein junger Träger an, zeigt eine garstige Wunde über der Nabelgegend und erzählt, er sei zurückgeblieben und als er durstig gewesen, habe er seine Last hingelegt und sei nach dem Dschipe-See nach Wasser gegangen; unterwegs sei ihm ein Nashorn begegnet und habe ihm diese Wunde beigebracht. Leute aus Taweta, die auf Jagd gegangen, hatten ihn gefunden und hereingebracht. Herr Mc Gregor streut Borax-Pulver auf die Wunde und verbindet sie. Natürlich ist der arme Mann morgen nicht fähig, seine Last weiter zu tragen. Jesudāsen hat sich doch mit Hilfe des Rengeien und eines andern Askari, die ihn stückweise getragen, hereingeschleppt. Auch er muß vorläufig in Taweta zurückbleiben, bis sein Fieber wieder weg ist. Bis zum Abend sind alle Lasten und alle zur Karawane gehörigen Leute glücklich hereingebracht.

7. Von Taweta nach Moschi. (29. Septbr. bis 1. Oktbr.).

Freitag, den 29. September. Wir kamen heute nicht so zeitig weg, als wir beabsichtigt hatten, denn das Ordnen der Lasten machte wieder viel Schwierigkeiten. Fünf Jungen aus Herrn Mc Gregors Kostschule hatten von ihm die Erlaubnis erhalten, diese Reisegelegenheit zu benutzen und ihre Heimat in Dschagga zu besuchen, und zwei von ihnen sollten, falls wir sie gebrauchen könnten, bei uns bleiben. Der eine war Samuel, ein getaufter Moschi-Knabe, und der andere Kio ein noch ungetaufter Madschame-Junge. Missionar Mc Gregor begleitete uns ein Stück Weges mit der Absicht, sich auf dem Heimweg ein Stück Wild für die Küche zu holen. An den dem Kilimandscharo vorgelagerten Hügeln vorbei und mehrere trockene Flußbetten mit vulkanischem Gestein überschreitend, gelangten wir um 12 Uhr nach etwa 4stündigem Marsch an die

baumumschatteten Ufer des Habari-Baches, der uns mit seinem frischen Wasser labte und dessen dichtbelaubte Bäume uns für eine Stunde in ihrem Schatten zur Ruhe einluden. Es war uns hier, als ob wir plötzlich in heimatliche Fluren versetzt wären. Nicht allzuweit waren wir wieder gewandert, als uns die bewaldete Niederung und das Rauschen des Wassers verkündete, daß wir am Himo angekommen, über dessen reißendes Gewässer uns eine nicht gerade allzubequem aus Holzstämmen gefertigte Brücke hinüberführte. Gegen $^1/_4 3$ Uhr kreuzte ein anderer Bach, allem Anschein nach ein Arm des Himo, unseren Weg, über den wir uns tragen lassen mußten. In seiner Nähe, am Fuße der sogenannten Mombas-Hügel, wurde für heute das Lager aufgeschlagen. Eben waren wir dabei, unsere Taschen u. s. w. abzulegen, als eine kleine Karawane mit der deutschen Flagge ankam. Einer der Leute trug einen Kasten, auf dem in großen Buchstaben „Deutsche Kolonial-Gesellschaft" zu lesen war, und bald darauf stellten wir uns einem Herrn Dr. Lent vor: die erste Begrüßung eines Deutschen in der deutschen Interessensphäre am Kilimandscharo. Dr. Lent befand sich auf einer wissenschaftlichen Exkursion.

Sonnabend, den 30. September. Wir brachen morgens um 6 Uhr auf und wanderten wie durch einen frischen, grünen Baumgarten und zwar wieder in westlicher Richtung, das Gebirge zur Rechten, bis dann von 10 Uhr an der Weg eine nördliche Richtung einschlug und bald darauf es steil auf nach Moschi ging. Gegen 11 Uhr waren wir in gleicher Höhe mit der deutschen Boma. Während wir auf die Träger warten, kommen schwarze Soldaten in strammer Haltung, das Gewehr über, auf uns zu, um sich zu erkundigen, was für eine Karawane dies sei, die hier in Moschi einzieht. Zugleich sahen wir, wie ein Europäer über das Thal herüberkommt und den steilen Berg zu uns heranklimmt. Es ist Herr Leutnant Eberhard, dem wir ein Stück entgegengehen und vorläufige Mitteilung über die Art und Absicht unserer Karawane machen. Seiner Weisung folgend, ziehen wir noch ein gutes Stück weiter hinauf an den wohlgepflegten und durch Kanäle wohl bewässerten Feldern entlang. Gegen Mittag haben wir einen schmalen, auf beiden Seiten steil abfallenden Hügel erklommen: Hier wird uns das nicht allzugroße Grundstück gezeigt, das etnst der Englischen Kirchenmission gehört hat und jetzt in den Besitz unserer

Mission übergegangen ist. Auf unserem eigenen Grund und Boden also dürfen wir heute unsere Zelte aufschlagen, und wir danken Gott von Herzen, daß wir endlich glücklich so weit gelangt sind. Man zeigt uns die Plätze, wo vormals die Häuser der Missionare Fitch und Mc Gregor gestanden haben. Aber es ist davon keine Spur mehr zu sehen. Ein wunderschöner Blick bietet sich uns von diesem Hügel aus. Hier die tiefen von Bächen durchrauschten Thäler, dort grüne Bananenpflanzungen, wohlgepflegte Felder an den Abhängen, bewässert von Kanälen, weidende Ziegenherden und weiterhin luftige Höhen und tief unten im Flachlande weite Ebenen. Freilich unsere Gedanken sind noch weiter nach Westen, nach Madschame, gerichtet. Als wir uns an der herrlichen Scenerie erfreut, auch unsere leiblichen Bedürfnisse durch Speise und Trank befriedigt und die recht mitgenommene Reisekleidung gewechselt hatten, gehen wir mit den nötigen Papieren, wie Karawanenschein, Bescheinigung über unsere Gewehre, Übertragungsurkunde und Grundstücksdokument u. s. w. auf recht steilem mühsamen Wege nach der „Boma" hinab, um uns dem Stationschef Johannes vorzustellen.

Ein Unteroffizier, ein guter Bekannter vom „Bundesrat" her, führt uns zu diesem und der Herr Kompanieführer nimmt uns mit sich in sein eisernes Häuschen inmitten der noch im Bau begriffenen Befestigung und reicht uns zur Begrüßung freundlichst etwas Portwein. Nachdem wir ihm unsere Sache vorgetragen und er Einsicht in unsere Papiere genommen, sagte er, unsere Ankunft an der Küste und unsere Absicht, hierher zu kommen, sei hier längst bekannt gewesen und man habe gefürchtet, wir möchten in die Kriegsunruhen hereinkommen; des Gouverneurs erste Frage bei seiner Ankunft in Marangu sei daher gleich die gewesen: „Wo sind die deutschen Missionare?" und es sei nach seiner Meinung jedenfalls gut, daß wir uns so lange fern gehalten, bis alle Gefahr vorüber war. In Bezug auf unsere Absicht, nach Madschame zu gehen, äußerte er sich dahin, daß dieses Gebiet im Westen uns noch offen stünde und es ihm lieb sei, wenn wir jetzt noch nicht gleich in Moschi anfingen. Denn alle verfügbaren Arbeitskräfte müßten hier zum Bau der Boma benutzt werden und es dürfte für uns schwierig sein, jetzt Baumaterial aus dem Urwald zu beschaffen. Wenn wir jetzt nach Madschame gingen, dessen Häuptling Schangali ein

Freund der Deutschen sei, so wollte er uns Führer mitgeben. Wir sollten uns dort einen geeigneten Platz aussuchen. Da er doch in diesen Tagen eine amtliche Reise nach Uru und Kiboso zu machen vorhätte, so wollte er diese bis Madschame ausdehnen und einige rechtliche Fragen in Bezug auf Landerwerb u. s. w. an Ort und Stelle erledigen. Mit einem Gastgeschenk in Gestalt eines fetten Schafes verabschiedete er uns überaus freundlich. Dankbar, daß der HErr uns unsern Weg nach Madschame so sichtlich geebnet, kehrten wir zu unserer luftigen Höhe zurück.

Ja, wie haben sich die Verhältnisse hier am Kilimandscharo seit dem letzten Kriege geändert! Der stolze Meli, der so viel von sich reden machte, den so viele Nachbarn gefürchtet und dem auch Europäer nicht unterlassen durften, ihre Geschenke zu bringen, muß ohnmächtig in seinem Hause fast als Staatsgefangener leben und soll, wie es heißt, später in unmittelbarer Nähe der Boma seinen Wohnsitz angewiesen erhalten. Wir aber haben nicht einmal Gelegenheit den zu sehen, von dem wir besorgten, er könnte unserem Eintritt hier Schwierigkeiten in den Weg legen. Die anderen Fürsten alle, mitsamt dem mächtigen Sina von Kiboso, stehen in freundschaftlicher Beziehung zu der deutschen Regierung, die den gegenseitigen Befehdungen und Raubzügen ein Ziel gesetzt hat und, so Gott Gnade giebt, hinfort den Frieden und die Sicherheit zum Wohl der Dschagga-Bevölkerung aufrecht erhalten wird.

Ein etwas besser gekleideter Eingeborner besuchte uns und wurde uns als Verwandter des Meli vorgestellt. Später schickte er uns Buttermilch zum Geschenk und bat sich als Gegengeschenk ein Stück Seife aus. Ein anderer geckenhaft gekleideter Neger in schwarzem Cylinder mit rotem Band, alten Beinkleidern und kurzem blauen Rock, über den wir ein Lächeln nicht unterdrücken konnten, bot uns die Hand zur Begrüßung. Später erfuhren wir, das sei der Häuptling von Mwika gewesen, der sich schon einige Zeit hier zum Besuch aufhalten soll. Unser Lagerplatz war beständig von Neugierigen, Männern, Frauen und Kindern und solchen, die Lebensmittel, hauptsächlich Bananen, zum Verkauf brachten, besucht. Nach Sonnenuntergang wurde es recht kalt, und es erhob sich ein starker Wind vom Gebirge her, der unsanft an unseren Zelten rüttelte.

Da uns hier nichts weiter hielt, hatten wir vor, am andern

Morgen nach Madschame weiter zu ziehen, und wir machten den Hauptleuten davon Mitteilung. Aus ihren Antworten aber konnten wir schon jetzt entnehmen, daß die Träger uns hier wieder Schwierigkeiten bereiten würden.

Sonntag, den 1. Oktober. Indem wir daran gehen, die Lasten zu ordnen und die Leute rufen lassen, hören wir, daß viele Träger einfach sich davon gemacht haben und andere sind eben im Begriff, wegzugehen. Unter ihnen befanden sich auch einige in Matate und Bura gemietete Wataita, die außer ihrem Poscho weder einen Pfennig Lohn erhalten, noch gefordert hatten. Die noch übrigen Träger verlangten Poscho, da ihre Wegzehrung zu Ende sei. Diesem Verlangen gaben wir gern nach und es stellt sich bei der Musterung heraus, daß außer den Hauptleuten und Askaris uns nur noch 70 Träger treu geblieben sind, von denen jeder 4 Armlängen Zeug erhält. Die Verteilung dieses Zeuges veranlaßt wieder ein Gewürge: je 10 Leute sollen sich in ein Stück Zeug teilen, aber da sich einige nach dem längsten Arm, den sie auftreiben können, ihre 4 mikono abmessen, so kommen natürlich die letzten zu kurz, da das Zeug nicht mehr reicht und sie bitten um Nachlieferung.

Bei der geringen Zahl der übrigen Träger war nun guter Rat teuer, was aus den Lasten werden sollte. Als der Kompanieführer von unserer Verlegenheit in Kenntnis gesetzt war, erlaubte er uns bereitwilligst, einen Teil derselben einstweilen in der Boma einzustellen, wo sie sicher aufgehoben waren. Mit dem Hinschaffen derselben hatten wir jedoch wieder unsere liebe Not, da sich die Träger und Askaris recht unwillig zeigten, den beschwerlichen und eine reichliche halbe Stunde langen Weg ein oder gar zweimal zu machen. So verging fast der ganze Tag, und wir mußten den Gedanken, heute noch fortzukommen, gänzlich aufgeben. Zum Unglück hatten wir am Morgen schon die Zelte abbrechen und einpacken lassen und hatten in dem Wirrwarr keine Zeit, sie wieder aufzustellen. So mußten wir den ganzen Tag unter freiem Himmel kampieren und beim Essen den Sonnenschirm zum Schutz gegen die heiße Sonne aufspannen. Als dann gegen Abend alles einigermaßen geordnet war, bezogen wir für die Nacht wieder unsere Zelte.

8. Am Ziel. (2. bis 5. Oktober.)

Montag, den 2. Oktober, setzten wir in aller Frühe unseren Weg nach Madschame fort. Lieb war es uns, daß sich einige Moschi-Männer zu Trägern anboten. Der Weg führte uns an der Boma vorbei, wo uns der Herr Kompanieführer noch Lebewohl sagte, uns Führer mitgab und uns auch mitteilte, daß sechs von den entflohenen Trägern wieder eingefangen seien und wir also noch auf 6 Lasten bei seinem baldigen Besuch rechnen dürften. So schieden wir von dem viel genannten Moschi, dessen Bewohner uns von Herzen gerne dauernd bei sich gesehen hätten.

Die erste Strecke ging es bald bergab bald bergauf, bis wir unterhalb Moschi in den engen Waldpfad gelangten, der in westlicher Richtung uns zum Rau-Fluß, unterhalb Uru, führte. Die mächtigen Gestalten der Moschi-Führer nahmen uns auf den Rücken und brachten uns hinüber. Unterhalb Kiboso passierten wir den Ngombere-Fluß, der den Trägern einige Schwierigkeit beim Übergang darbot, indem das reißende Wasser ihnen stellenweise bis an die Brust reichte. Wir fertigten uns, die aus dem Wasser hervorragenden Felsblöcke als Stützpunkt benutzend, aus Ästen eine nicht gerade sichere Brücke und auf Händen und Füßen kriechend gelangten wir trocken hinüber. Ein anderer kleiner Bach weiterhin machte uns keine Schwierigkeit, indem wir in kühnem Sprunge über ihn hinwegsetzten. Noch eine kleine Strecke bergauf und wir waren 1/2 3 Uhr für heute schon am Ziel. In das Dickicht zu beiden Seiten des Weges mußte ein etwas freier Platz für die Zelte und die Sachen gehauen werden. Die Träger aber freuten sich, noch einmal so schönen Unterschlupf zum Kochen und Schlafen gefunden zu haben. Bei traulichem Gespräch über unsere Reise-Erlebnisse nahmen wir zum letzten Male vor Eintritt in unsere neue Heimat unser Abendbrot in der uns fast lieb gewordenen Wildnis ein, und nachdem wir unsere Abendandacht gehalten, gingen wir in Erwartung dessen, was der morgende Tag uns bringen werde, froh wie die Kinder vor Weihnachten zu Bett.

Dienstag, den 3. Oktober. Schon um 6 Uhr sind wir mit der zusammengeschmolzenen Karawane, die aber immerhin noch einen anständig langen Zug bildet, auf den Beinen. Der Weg ist erst noch schön und bequem, und der Kibo-Gletscher zur Rechten zeigt sein in der Sonne glänzendes Haupt in voller

Pracht. Bald aber verschlingt uns ein Dickicht, wie wir es auf der ganzen Reise nicht kennen gelernt. Die Führer voraus mußten buchstäblich oft den Weg durch die verschlungenen Äste der Bäume und des Dornengestrüppes frisch hauen und wir sind froh, wenn wir streckenweise die von Elephanten gebrochenen Pfade benutzen können. Hie und da werden wir gewarnt durch den Zuruf „shimo“, vorsichtig an den tiefen, mit Zweigen zugedeckten Fallgruben für Elephanten vorbeizugehen. Drei Waldbäche sind überschritten und wir gelangen endlich gegen 11 Uhr in die kultivierten Grenzen vou Naruma. Hier rasten wir ein wenig und werden von ziemlich nackten Gestalten besucht, durch die wir die Kunde erhalten, daß der Häuptling dieser Landschaft uns zu begrüßen wünsche. In dem Glauben, daß ein auf uns zukommender Mann in langem weißen Gewand der Häuptling sei, stehen wir auf und gehen ihm entgegen, doch siehe da! dieser Held macht kehrt und entflieht unseren staunenden Blicken, so daß wir uns eines herzhaften Lachens nicht erwehren können. Nein, das war der Häuptling Makungu von Naruma nicht. Der saß oder vielmehr kauerte ein Stück weiterhin im Schatten eines mächtigen Baumes, umgeben von einem großen Gefolge. Er begrüßte uns mit kräftigem Händedruck, ließ einen aus einer kürbisartigen Fruchtschale gefertigten Humpen mit Pombe*) füllen und trank uns zu. Wir thaten ihm Bescheid. Der Humpen wurde mehrere Male gefüllt und der Reihe nach unter seinem Gefolge und den Trägern herumgegeben. Zum Abschied beschenkte er uns mit 2 Fäßchen Honig, die 2 seiner Leute uns vorauf tragen mußten. Wir ließen ihm sagen, daß wir Lehrer seien und bald mit einem Gegengeschenk ihn besuchen wollten.

Etwas vor 1 Uhr mittags steigen wir steil hinab zum Weri-Weri-Fluß, der die östliche Grenze von Madschame bildet. Er ist der breiteste und wasserreichste von allen Flüssen, die wir bisher überschritten haben, und seine Wasser ergießen sich brausend über die vulkanischen Felsgesteine. Ehe mich der lange Führer auf seinen Rücken nimmt, kauert er sich hin, nimmt ein wenig Erde und läßt sie langsam aus seiner Hand auf ein

---

*) Dies bei den Negern sehr beliebte Getränk wird aus Bananen und Wimbi, einer kleinkörnigen Getreideart, gebraut. Unsere Missionare fanden es nach dem heißen Marsche erfrischend. D. H.

Häufchen rinnen und murmelt etwas dazu, als ob er den Flußgott um seinen Beistand anrufen wollte; dann mit der Rechten seinen langen Stab einstemmend nnd sich mit der Linken auf die Schulter eines nebenher gehenden Begleiters stützend, bringt er mich sicher durch den reißenden und stellenweise tiefen Fluß. Kaum am jenseitigen Ufer angelangt, bittet er mich um einen Regenschirm als Belohnung für seine Dienstleistung. Das Madschame-Ufer war fast steiler als das auf der Naruma-Seite, und ich bewunderte die Träger, wie sie mit ihren Lasten diesen Pfad zu erklimmen vermochten; freilich hörte man auch manchmal den gegenseitigen Zuruf: „haya kazi moto“ oder ein Pfiff zeigte an, daß sie sich recht anstrengen mußten. Als wir endlich oben waren, wurde der Weg, obwohl immer noch ein wenig ansteigend, bequemer und bald führte er uns durch Schamben mit üppigen Bananenpflanzungen nach dem den Führern vom Kompanieführer bezeichneten Platz auf der Grenze zwischen Madschame juu (dem oberen M.) und Madschame chini (dem unteren M.). Nach dem Schrittmesser hatten wir bis hierher etwa 478000 Schritte gemacht.

Wie dankten wir Gott von Herzen, als wir gegen 2 Uhr am Ende unserer Reise angelangt waren. Auf ein Stück weißes Zeug nähten wir ein rotes Kreuz und pflanzten diese Fahne in dem Boden von Madschame auf zum Zeichen, daß hier in diesem Lande nun der verkündigt werden sollte, der aller Welt Heiland ist und auch für diese armen Madschame-Leute sein teures Blut vergossen hat. Dann gaben wir mit unseren Mausergewehren jeder drei Freudenschüsse ab, die dröhnend in das Thal hinein hallten. Der Platz gefiel uns gut und schien uns für eine Ansiedelung nicht ungeeignet zu sein: er war groß genug, Wasser war reichlich in nächster Nähe aus einem Bach zu haben und die Aussicht auf das Gebirge und die Ebene hin war prächtig. Nach den vorhandenen Schamben zu schließen, mußten auch ziemlich viel Leute hier herum wohnen. So hatten wir nicht übel Lust, gleich hier zu bleiben.

Am Spätnachmittag machten wir uns auf, die Nachbarschaft ein wenig auszukundschaften und zu sehen, ob das Wasser der Kanäle sich leicht auf diesen Hügel leiten ließe. Dabei passierte es uns, daß wir einem Schwarzen, der unserer Meinung nach uns die Kanalisation zeigen wollte und uns immer

mit dem Zuruf „Ee Mangi, ee Mangi“ vorauflief, ziemlich weit folgten, bis er plötzlich einen Abhang hinab rannte und im Dunkeln das Weite suchte. Wir hatten fast Not, in der Dunkelheit unseren Heimweg zu finden. Wußten wir auch noch nicht mit Bestimmtheit, ob der Herr uns gerade diesen Platz zu unserer ersten Ansiedelung zuweisen würde, so konnten wir Ihm doch schon an diesem Abend im Rückblick auf alle die Gnade und Treue, die Er uns auf unserer langen Reise bewiesen, von Herzen mit den Worten des 103. Psalms danken, daß wir das Land unserer Bestimmung nun endlich erreicht hatten, und Ihn um Seinen Segen für das Missionswerk bitten, das unsere liebe lutherische Kirche durch ihre Sendboten hinfort auch in diesem Lande in Angriff nehmen will.

Mittwoch, den 4. Oktober. Ein Gesandter des Häuptlings ist schon frühzeitig mit einer Ziege zum Geschenk für uns an-

Häuptling Schangali.

gekommen und macht uns die Mitteilung, daß der „Sultan“ Schangali wünsche, wir möchten weiter hinauf in seine Nähe kommen. Gegen 11 Uhr benachrichtigte uns Herr Kompanieführer Johannes, daß er eben in Madschame juu angekommen sei und sein Lager in der Nähe des Häuptlings aufgeschlagen

habe; falls wir noch keinen bestimmten Platz zur Ansiedelung in Aussicht genommen hätten, möchten wir doch heraufkommen und uns einen Platz ansehen, den Schangali in Vorschlag gebracht hätte. Wir machten uns sofort auf den Weg. In knapp zwei Stunden brachten uns die Führer auf Richtwegen durch Schamben und über bebautes und unbebautes Feld ins Lager des Kompanieführers, wo wir inmitten eines großen Gefolges den Häuptling Schangali zum erstenmale sahen und mit Händedruck begrüßten. Er ist ein ganz junger Mann von mittlerer Statur mit einem gutmütigen Gesichtsausdruck. Sein Gewand ist ein langes blaukarriertes Stück Zeug, das den ganzen Körper in schlichten Falten einhüllt. Der kurz geschorene Wollhaarkopf ist unbedeckt und nur mit einer Feder geschmückt; die Ohrläppchen, die, wie bei den indischen Frauen, durchbohrt sind und lang herabhängen, tragen schweres Ohrgehänge aus zierlichem Drahtgewebe, um den Hals trägt er eine Kette aus großen buntfarbigen ovalen Perlen und eine andere aus Drahtgeflecht mit einigen Hornzieraten; um die Arme winden sich bis weit hinauf aus verschiedenen Drahtsorten künstlich gearbeitete Armbänder und über dem Gelenk der bloßen Füße kommen kettenartige Fußspangen aus Messingdraht zum Vorschein. Über unser Gegengeschenk, bestehend aus einem Stück Bandera (rotes Zeug) und einem Stück weißen Zeuges, schien er sichtlich erfreut zu sein.

Er führte uns alle sofort nach einem unbebauten Hügel, etwa 15 Minuten von seinem Gehöft entfernt, und auf das Land ringsumher zeigend, ließ er uns sagen, daß er dies Stück uns zur Ansiedelung überlassen wollte. Obwohl nicht so lieblich und etwas höher als unser Lagerplatz gelegen, hatte dieser Platz doch auch seine Vorzüge: erstens war er uns vom Häuptling selbst zugewiesen; dann ist er bedeutend größer als jener und das Wasser kann nach allen Richtungen hin über denselben hingeleitet werden, so daß er sich vortrefflich zum Feld- und Gartenbau eignet; der größte Vorteil schien uns der zu sein, daß wir in der Nähe des Häuptlings auf die dichteste Bevölkerung rechnen und mit Gottes Hilfe auch Einfluß auf diesen selbst gewinnen können. Außerdem machte uns Herr Kompanieführer Johannes darauf aufmerksam, daß es schwierig sein dürfte, für unsere Bauten das nötige Baumaterial aus dem Urwald, der von hier aus noch über 2 Stunden entfernt ist, in kurzer Zeit so weit

hinunter zu schaffen. So beschlossen wir denn, am andern Morgen nach dem uns vom Häuptling angewiesenen Platz überzusiedeln.

Da die Träger gegen eine kleine Vergütung willig waren, uns die Lasten noch hinaufzutragen, so gelangten wir am Donnerstag, den 5. Oktober, gegen 9 Uhr vormittags auf dem Platze an, der nun das Endziel unserer Reise sein sollte. Herr Johannes und der Häuptling begrüßten uns sogleich. Obwohl der Kaufpreis im allgemeinen besprochen wurde, konnte der eigentliche Kaufabschluß noch nicht gemacht werden, da der Kompanieführer im Begriff war abzureisen und die Absteckung der Grenzen noch viel Zeit in Anspruch genommen hätte. Auch war es uns erwünscht, noch Zeit zu behalten, damit wir erst mal selbst sehen könnten, wie wir im Laufe der Zeit mit diesem Platz zufrieden sein würden. Da der Häuptling Schangali in den nächsten Tagen mit einem großen Gefolge seiner Leute nach Moschi zu gehen versprochen hatte, so benutzte der hilfsbereite Stationschef diese Gelegenheit, bei ihm anzufragen, ob er durch seine Leute nicht unsere dort zurückgelassenen Lasten herüberschaffen wollte. Er erklärte sich dazu bereit und so waren wir aus einer großen Verlegenheit heraus. Den liebenswürdigen Chef Johannes, der sich für uns viel bemüht hatte, luden wir zu einem einfachen Frühstück ein, wobei wir auf sein Wohl ein Glas Wein oder, genauer gesagt, einen Schluck Wein aus der Blechtasse tranken.

Dieser erste Tag in unserer neuen Heimat war bis in die Nacht hinein recht unruhig und vielgeschäftig. Die Träger und persönlichen Diener wollten den andern Morgen in aller Frühe nach Mombasa zurückkehren. Deshalb mußten genaue Listen derselben mit Angabe der auf dem Wege Erkrankten, Davongelaufenen u. a. gefertigt und andere geschäftliche Sachen nach Mombasa erledigt werden. Auch sollten mit dieser ersten Gelegenheit ein paar kurze Zeilen nach der Heimat gesandt werden, um unsere glückliche Ankunft in Madschame zu melden. Die erste Nacht hier war reichlich kalt, gegen Mitternacht zeigte das Thermometer nur 9° R. und mir waren beim Schreiben die Finger steif geworden.

Freitag, den 6. Oktober. Nach der Andacht ist das erste Geschäft, die Karawane abzufertigen. Einige der Leute, die uns lieb gewonnen, nehmen außer ihrem „kuaheri, bwana“ noch mit festem Händedruck von uns Abschied. Ich übergebe dem Askari

Heri das Briefpacket, weil er sich als zuverlässiger erwiesen als der Rabai-Hauptmann, weshalb letzterer Skandal macht und für sich und seine Leute einen besonderen Barna fordert. Der Mombasa-Häuptling mit 10 Leuten hat sich erboten, bei uns zu bleiben, um uns beim Bauen zu helfen. Das ist uns natürlich sehr lieb, da so schnell als möglich ein Schuppen für die Sachen und später Häuser für uns errichtet werden müssen.

Das Missionshaus in Madschame.

Sie gehen sofort daran, sich selbst aus Baumästen und Gras eine lange Hütte herzustellen, in der sie kochen und in den kalten Nächten schlafen können. Wir haben heute viel zu kramen und zu ordnen draußen unter den Sachen und drinnen im Zelt. Viele Madschame-Leute, aber nur männliche, einige von ihnen recht dürftig gekleidet, kommen uns zu besuchen und Bananen und Wimbi (eine Art Hirse) zu verkaufen. Songoro, ein Askari des Häuptlings ist uns gewissermaßen als Hofmeister zugewiesen und, da er etwas Suaheli versteht, soll er die Wünsche der „Wazungu" (Europäer) an den Häuptling vermitteln. Er fühlt sich in dieser neuen Eigenschaft als eine gewichtige Persönlichkeit, dessen laute Stimme überall auf dem Lagerplatz gehört wird. Freilich entblödet er sich auch nicht, um dies und jenes zu betteln, unter anderem auch um eine Nähnadel und Zwirn,

und am Eingang meines Zeltes sitzend, näht er sich einen langen Riß in seinem braunen Stück Zeug ganz kunstgerecht wieder zu.

Da der Häuptling schon heute früh mit seinen Leuten nach Moschi abgereist ist und da wir während seiner Abwesenheit angewiesen sind, uns an seinen Onkel Nasua zu halten, so machen wir am Nachmittag einen Besuch bei letzterem und nehmen ihm als Freundschafts-, zugleich auch als Gegengeschenk für den uns gestern geschenkten Honig ein Stück rotes Zeug mit. Wir treffen ihn umgeben von einigen seiner Leute in der Nähe seines Gehöftes unter einem Baum sitzend. Er ist ein großer, nicht mehr junger Mann, der etwas mißtrauisch und finster darein blickt. Er nimmt unsere Begrüßung in sitzender Stellung anscheinend gleichgültig hin, kann aber doch seine Freude an dem roten Zeug nicht ganz verbergen. Er führt uns dann bis vor sein Gehöft, aber nicht hinein, und läßt uns auf einem Baumstamm Platz nehmen. Dann läßt er Pombe bringen und trinkt uns zu. Als der dritte Becher die Runde machen soll, danken wir höflich und nehmen Abschied, wobei er uns verspricht, morgen Leute mit Eßwaren ins Lager und übermorgen Holz zum Bau zu schicken. Songoro veranlaßt uns, noch einen Besuch bei der Mutter des Häuptlings zu machen, die in einem Gehöft für sich wohnt. Wir gelangen durch den niedrigen Eingang der Einfriedigung auf einen größeren Platz, auf dem mehrere runde niedrige Hütten, mit Bananenblättern gedeckt, stehen. Die mittlere und größte ist die Wohnung der „Mama“. Sie ist eine große, mit Perlen reich geschmückte Matrone mit gar nicht unangenehmem Gesichtsausdruck und selbstbewußtem freien Benehmen. Sie giebt uns herzhaft die Hand und läßt uns auf einem erhöhten mit Farrenkraut überdeckten Sitz Platz nehmen. In unserer Nähe hingekauert, trinkt sie uns munter die unvermeidliche Pombe zu. Während wir versuchen, ihr begreiflich machen zu lassen, daß wir Lehrer sind, nimmt sie öfters gratiös eine Prise Schnupftabak und spuckt allerdings weniger gratiös weithin aus. Zum Schluß läßt sie uns um ein Stück Zeug bitten, das zu geben wir ihr beim Abschied versprechen.

Wir sehen uns noch einmal unser Grundstück näher an und finden, daß es ein prachtvoller Besitz und für eine Ansiedelung ganz geeignet ist.

Unsere Missionsfahne mit dem roten Kreuz blickt seit gestern von hier aus hinauf auf die Höhen und hinab in die

Thäler ringsumher. Sie gemahnt uns, nie zu vergessen, daß das Reich des HErrn ein Kreuzesreich ist und daß zum Bau desselben völlige gläubige Hingabe an den für uns am Kreuze gestorbenen Weltüberwinder und Geduld im Leiden gehört, erinnert uns aber auch daran, daß wir in diesem Zeichen siegen werden. Möge der barmherzige Gott Gnade geben, daß wie von diesen Bergen die frischen Wasser sich ergießen in das Thal, bald auch von dieser Höhe aus Ströme lebendigen Wassers fließen in die Herzen und Hütten dieser geistlich toten und friedlosen Madschame-Leute und daß auch weiterhin unter den Stämmen dieses herrlichen Gebirgslandes unsere teure lutherische Mission sich in Frieden ausbreiten, wachsen und blühen und reiche Frucht für das Himmelreich einsammeln möge! Ja, das hilf, Herr Jesu!

„Es kann nicht Friede werden, bis Deine Liebe siegt
Und dieser Kreis der Erden zu Deinen Füßen liegt;
Bis Du im neuen Leben die ausgesöhnte Welt
Dem, der sie Dir gegeben, vors Angesicht gestellt.“

Druck von Frankenstein & Wagner in Leipzig.

Nr. 4.

Lichtstrahlen im dunkeln Erdteile.

Madschame, die erste Station der Leipziger ev.-luth. Mission in Deutsch-Ostafrika.

10 Pfennige.

Missionsschriften aus dem Verlag der Ev.-luth. Mission zu Leipzig,
Hohe Straße 7.

I. Schriften über das afrikanische Missionsgebiet der Leipziger Mission.

a. „Lichtstrahlen im dunkeln Erdteile."

Von Mombasa nach dem Kilimandscharo. Reisetagebuch u. s. w. Von Miss. Paesler Mit 5 Bildern und 1 Karte. 60 S. 2. Auflage . . . . . . —.30

Die Landschaft Naruma auf dem Kilimandscharo. Von Missionar Müller. 16 S. **Vergriffen** . . . . —.10

Madschame, die erste Station der Leipziger Ev.-lutherischen Mission in Deutsch-Ostafrika. Von P. Hofstätter. Mit 8 Bildern. 41 S. 3. Auflage . . —.10

Jimba, die erste Station der Ev.-lutherischen Wakambamission in Ostafrika. Von Missionar Wenderlein. 68 S. Mit 9 Bildern und 1 Karte . . . —.30

b. Andere Schriften über Afrika.

Karl Segebrock und Ewald Ovir. Zwei früh vollendete Missionare der Ev.-luth. Mission zu Leipzig. Von Missionsdirektor v. Schwartz. 97 Seiten Mit 10 Bildern und 2 Karten . . . . —.50

Dasselbe in geschmackvollem Einband . . . . 1.—

Gedächtnispredigt für die am Meru ermordeten Missionare. Von P. Planitz —.10

II. Allgemeines.

Die Herrlichkeit des Missionarberufs. Von Missionar Sandegren. 17 S. . —.10

Erfahrungen und Winke in betreff der Feier von Missionsfesten, von Missionssenior Handmann. 9 S. —.05

Kleine Missionsagende. Eine Sammlung alter und neuer Gebete für die Mission. Von Domprediger Emil Körner. 80 S. . . . . —.75

Dasselbe in ganz Leinen (schwarz) gebunden 1.20

Das Christentum als Weltreligion. Umschau auf dem Gebiete der gesamten evangelischen Mission am Ende des 19. Jahrhunderts. Von Missionssenior R. Handmann. 24 S. . . . . —.20

25 Lieder für Missionsfeste. Herausgegeben von der Ev.-lutherischen Mission zu Leipzig. 100 Expl. Mk. 1.50; 300 Expl. Mk. 4.—; 1000 Expl. Mk. 10.— incl. Porto.

III. Bilder, Karten und dergl.

Wandkarte des Arbeitsfeldes auf dem Kilimandscharo nebst dem Meru-Berg und Uguenogebirge. In Farbendruck, 52 cm hoch und breit 1.50

Dieselbe aufgezogen auf Leinwand, mit lackierten Stäben, zum Aufhängen . . 3.—

Kleine Karten a) vom Kilimandscharo . . . . —.10

b) vom Land der Wakamba . . . . —.10

Kleine Missionsbüchsen von Pappe, verschlossen mit Siegelmarken . . . . . à —.10

Wiederverschluß geöffneter Büchsen erfolgt entweder durch Amtssiegel eines mit der Sammlung von Gaben Beauftragten, oder durch neue vom Missionshaus zu beziehende Siegelmarken.

IV. Missionsblätter.

Das Ev.-luth. Missionsblatt. Dies illustrierte Missionsblatt erscheint jährlich in 24 Nrn. Preis des Jahrgangs 1.20

Das Evangelisch-Lutherische Missionsblatt wird am besten in der nächsten Buchhandlung bestellt für Mk. 1.20 jährlich. Von der Post bezogen kostet es Mk. 1.50 (ohne das an den Briefträger zu entrichtende Bestellgeld); bei direktem Bezuge von unserem Verlage in Leipzig: Mk. 1.20, dazu für Porto im deutsch-österreich. Postgebiet 50 Pf. bei monatlicher und 80 Pf. bei vierzehntäglicher Zusendung; bei Bezug von mehreren Exemplaren verringert sich das Porto.

Gebundene Jahrgänge . . . . à 1.80

Die Kleine Missionsglocke. Monatlich 1 Nummer. Preis jeder Nummer 1 Pfg. excl. Porto. **Von 100 Exemplaren ab portofrei. Nur direkt vom Verlag zu beziehen.**

Lichtstrahlen im dunkeln Erdteile. Nr. 4.

Madschame,

die erste Station der Leipziger Ev.-lutherischen Mission in Deutsch-Ostafrika.

Von

Pastor A. Hofstätter,
theologischem Lehrer am Ev.-luth. Missionshaus in Leipzig.

Dritte Auflage.

Mit 8 Bildern.

Leipzig, 1901.
Verlag der Evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig.

1. Vorbereitungen.

Als die Leipziger Mission auf ihrer Generalversammlung am 8. Juni 1892 beschloß, neben ihrem alten Arbeitsgebiet unter dem Volke der Tamulen in Ostindien ein neues in Angriff zu nehmen, glaubte sie, den göttlichen Fingerzeigen folgend, dasselbe nirgends anders als in Deutsch-Ostafrika suchen zu müssen. Da aber der Süden und Osten dieses ausgedehnten Schutzgebietes schon von verschiedenen Missionsgesellschaften in Angriff genommen war, richteten sich ihre Augen nach Norden und zwar auf das gewaltige Kilimandscharo-Gebirge, das von zahlreichen Dschaggastämmen bewohnt ist. Hier arbeitete schon seit 7 Jahren die englische Kirchenmission, aber der Aufstand des Häuptlings Meli von Moschi gegen die deutsche Schutzherrschaft und die damit zusammenhängenden politischen Wirren hatten diese Friedensarbeit nicht nur unterbrochen, sondern auch den Abzug der englischen Missionare in Moschi zur Folge gehabt. So lag es für uns nahe, gerade dort zu beginnen, und die englische Kirchenmission kam unserm Entschluß dadurch entgegen, daß sie ihr Missionseigentum in Moschi uns abtrat. Freilich bestand dasselbe nur noch auf dem Papier, da die bescheidenen Gebäude von den Eingeborenen selbst niedergebrannt worden waren. Aber immerhin war auch dieser Rechtstitel noch bedeutungsvoll, und so wurde denn Moschi am Südostabhang des Kilimandscharo als Ziel für unsere Missionsexpedition von uns ins Auge gefaßt.

Doch der Herr hatte es anders beschlossen. Schon der Titel dieses Büchleins zeigt, daß nicht Moschi, sondern Madschame unsere erste Missionsstation wurde. Es liegt noch fast 2 Tagereisen über Moschi hinaus nach Westen zu und auch erheblich höher als jenes. Doch wurde auch Moschi nicht aus unserm Plane gestrichen. Durch den Vertreter der deutschen Kolonialverwaltung uns ausdrücklich zugesichert, konnte es schon im Frühjahr 1896 von einigen unserer Brüder besetzt werden, und wie es einst das erste Ziel unserer afrikanischen Expedition war, so wird es bald den natürlichen Mittelpunkt unserer Kilimandscharomission, und den geeigneten Ausgangspunkt für ihre weitere Ausdehnung bilden.

Neben der Bestimmung des Ziels war auch die Gewinnung und Auswahl der geeigneten Missionsarbeiter von großer Tragweite. Wir waren uns darüber von vornherein klar, daß,

wenn der Missionsdienst überhaupt nicht bloß von Herzen fromme, sondern auch begabte Persönlichkeiten erfordert, dies in erhöhtem Maß für eine neue Missionsexpedition zutrifft, und Gott ließ uns auch dabei seinen gnädigen Beistand erfahren. Es hatten gerade 4 Zöglinge unseres Seminars ihren sechsjährigen Kurs mit bestem Erfolg beendet, und dazu hatte sich uns ein Kandidat der Theologie aus Hannover für Afrika zur Verfügung gestellt. So fehlte es uns nicht an geeigneten Kräften. Außerdem aber war unser indischer Missionar Paesler bereit, seine reiche Missionserfahrung in den Dienst des neuen Unternehmens zu stellen und es wenigstens so lange zu leiten, bis die ersten Anfänge vorüber und der Fortgang gesichert war. So bestand denn die 1. Expedition aus 5 Brüdern, nämlich außer Missionar Paesler aus den Brüdern Althaus, Faßmann, Müller und Böhme. Sie aber waren eifrig bemüht, schon in der Heimat außer mit verschiedenen praktischen Kenntnissen, deren sie in Afrika bedurften, sich auch mit der Sprache bekannt zu machen, ohne die sie dort nicht auskommen konnten. Zwar diejenige Sprache, in der sie einst das Evangelium würden zu verkündigen haben, kam dabei noch nicht in Frage und konnte es auch nicht. Es war weder schon ganz gewiß, in welchem einzelnen Dschaggastamme sie mit der Arbeit einsetzen würden, und jeder von diesen hat seinen besonderen Dschaggadialekt, der von den anderen oft erheblich abweicht, noch giebt es schon eine wissenschaftliche Bearbeitung der Dschaggasprache, die ein Erlernen nach dem Buch ermöglicht. Wohl aber ließ sich schon in der Heimat die Küstensprache Afrikas erlernen, die zugleich auch für das Innere von der größten Bedeutung ist, das Kisuaheli. Es ist zwar nicht die Muttersprache der Bantu-Dialekte, die von der Küste bis zu den Seen und vom Kenia im Norden bis zur portugiesischen Grenze im Süden und zum Teil noch weiter südlich kursieren. Die Suaheli selbst sind ja nur ein Mischvolk der Küste von verhältnismäßig kurzer Vergangenheit. Ihre Sprache aber zeichnet sich immerhin durch große Durchsichtigkeit und Regelmäßigkeit aus und ist vor anderen Bantusprachen geeignet, in den Bau derselben einzuführen und ihre Gesetze zu zeigen. Dazu ist sie von der Küste aus auch weit ins Innere gedrungen, ja zur eigentlichen Verkehrssprache Afrikas geworden, so daß sich kaum ein Stamm finden wird, der nicht wenigstens einen in seiner Mitte hätte, dessen Kenntnis des Kisuaheli zum Dolmetscherdienst genügt. Wie in der apostoli-

schen Zeit die griechische Sprache allgemein verbreitet war, so daß der Apostel Paulus sich mit ihrer Hilfe allenthalben verständlich machen und im Morgen- wie im Abendland, in Antiochien wie in Rom das Evangelium bezeugen konnte, so verhält es sich in Afrika mit dem Kisuaheli. Es ist dies eine wunderbare göttliche Fügung, die in ganz besonderem Maß zur Erschließung jenes dunklen Landes und zur Beförderung der Missionsarbeit darin dient. Endlich aber bedurfte es für unsere Brüder auch einer umfassenden Ausrüstung nicht nur mit der nötigen Kleidung und Wäsche, mit den wichtigsten Büchern und Schriften, den verschiedensten Nahrungsmitteln in geeigneter Zubereitung, sondern auch mit den mancherlei Geräten und Werkzeugen, die man beim Bau eines Hauses, beim Pflanzen eines Gartens, zum Gewinn des täglichen Brotes oder zum Schutz der Wohnung nicht entbehren kann. Unter diesen Vorbereitungen wurde das Bild, das sich allmählich im Lagerraum unseres Missionshauses entrollte, immer bunter. Mußte doch auch für die nötigen Geschenke an die Häuptlinge und für nicht minder nötige Tauschwaren gesorgt werden, als da sind billige silberne Uhren oder bunte Glasperlen, blaues Leinen und Barchent, Beile und Feilen, große und kleine Messer, Scheren und Glocken, Regenschirme und Decken, rote Mützen, bunte Taschentücher, Sandalen. Kurz was nur immer menschliche Vorsicht ersinnen und die Erfahrung anderer an die Hand geben konnte, das wurde mit all der Beschränkung, die Raum und Geld gebot, in kleine Kisten, sog. „Lasten“, verpackt und nach Mombasa eingeschifft. Im ganzen waren es 104 kleinere Kisten, die zunächst für Eisenbahn und Schiff in 17 große eingeschichtet wurden, und auch da fehlte noch mancherlei, vor allem an Tauschwaren, was erst in Mombasa eingekauft werden sollte, da es die dortigen Bazare viel billiger zu liefern vermögen, als der deutsche Kaufmann. Aber im wesentlichen war die Ausrüstung doch nun vollendet, und so erfolgte nun auch der Aufbruch nach Ostafrika.

2. Von Leipzig nach dem Kilimandscharo.

Es war am 30. Mai 1893, da standen unsere 4 jungen Missionare — Althaus, Faßmann, Müller und Böhme — reisefertig auf dem Thüringer Bahnhof in Leipzig, um nach einem letzten Abschied von den Bewohnern des Missionshauses und von ihren Gebeten begleitet ihre Fahrt nach Afrika anzutreten. In Neapel vereinigte sich mit ihnen Missionar Paesler,

welcher kurz zuvor von Indien her über Neapel nach Deutschland geeilt war, um sich dort Anweisung für die Führung dieser ostafrikanischen Expedition zu holen und seine persönliche Ausrüstung zu besorgen. Er hatte aber, um für Deutschland noch mehr Zeit zu gewinnen, seine Rückreise nach Italien möglichst beschleunigt und traf deshalb erst im Abfahrtshafen mit den jüngern Brüdern zusammen. In der Nacht vom 7. auf den 8. Juni gingen sie dann an Bord des deutschen Dampfers „Bundesrat" und hatten zunächst bei spiegelglatter See eine schnelle und glückliche Fahrt. Am 19. Juni waren sie in Aden, und so berechneten wir ihre Ankunft in Tanga auf den 28. Allein keine Zeitung brachte in diesen Tagen die Meldung ihrer glücklichen Landung. Wohl aber hörte man am 2. Juli, daß von Sansibar ein Dampfer ausgeschickt sei, um den „Bundesrat" aufzusuchen. Man rechnete also auch dort mit der Möglichkeit eines Unglücksfalles, und immer schwerer legte sich uns die Sorge aufs Herz. Der treue und allmächtige Gott hatte aber inzwischen schon geholfen; er hatte buchstäblich das Wort seiner Verheißung erfüllt: Und soll geschehen, ehe sie rufen, will ich antworten; wenn sie noch reden, will ich hören" Jes. 65, 24. Am Mittag jenes 2. Juli, eines Sonntags, war der „Bundesrat" glücklich in Tanga gelandet, nachdem er allerdings von ernster Gefahr bedroht worden war. Kaum daß er dem Bereich des Monsun (der Regenzeit) entgangen und nach gewaltigen Stürmen in stilles Fahrwasser eingelaufen war, sprang von den 3 Cylindern des Schiffes der vorderste nebst dem Deckel des Dampfkessels, und die Maschine versagte ihren Dienst. Bis der Schaden ausgebessert, war, mußte das Schiff still liegen, oder wurde vielmehr von den Wellen wieder zurückgetrieben, und auch hernach konnte es nur mit halber Schnelligkeit seinem Ziele zusteuern. Die verzögerte Ankunft brachte aber auch noch die weitere Mißlichkeit mit sich, daß unsere Brüder nicht sofort nach Mombasa fahren konnten, sondern dort erst nach längerem Aufenthalt in Dar-es-Salam und Sansibar am 12. Juli eintrafen.

Hier aber stellten sich neue Hemmnisse ein. Nach Gottes Willen war das Innere des Landes für sie zunächst noch verschlossen, weil erfüllt mit Krieg und Kriegsgeschrei. Es war eben der Feldzug des deutschen Gouverneurs gegen den „König Meli" von Moschi im Gange, der sich in knabenhaftem Trotz gegen die deutsche Schutzherrschaft aufgelehnt hatte

und nun dafür empfindlich bestraft werden sollte, und wo die Brüder auch mit der Bitte um Rat anklopften, überall wurden sie vor einem vorzeitigen Aufbruch gewarnt. Nicht einmal die Teilung ihrer Karawane und die Aussendung einer Vorhut zur besseren Orientierung erschien bei der kriegerischen Stimmung der Dschaggaleute rätlich. Endlich drang zwar die dunkle Kunde nach Mombasa, daß Meli von den Deutschen besiegt und seine „Boma" (befestigtes Lager) zerstört sei. Aber wenn damit auch der Weg ins Innere frei und eine Niederlassung möglich war, so konnte doch Moschi zunächst nicht mehr in Frage kommen. Die Leute Melis waren nicht nur noch allenthalben zerstreut, sondern man mußte bei ihnen auch eine solche Erbitterung gegen alles Deutsche vermuten, daß eine gesegnete Missionsarbeit für unsere Brüder bis auf weiteres dort unmöglich schien. Darum richteten sie ihren Blick auf ein anderes Gebiet, in welchem es noch zu keinem Zusammenstoß mit den Deutschen gekommen war, auf die westlich von Moschi gelegene Landschaft von Madschame am Südwestabhang des Kilimandscharo, die auch von Dschaggas bewohnt wird.

Es war eine beschwerliche Reise von der Küste nach dem Gebirge, die unsere Brüder am 14. September antraten, beschwerlich weniger durch die Länge des Weges — sie legten im ganzen 490 000 Schritte zurück — oder die Glut der afrikanischen Sonne, die Tag für Tag auf ihren Scheitel brannte und die wenigen Bäche und Teiche zur Rechten oder Linken in Sümpfe verwandelte, als vor allem durch den großen Troß, der sie begleitete. Sie mußten ja selbst alles mit sich führen, was sie am Ziel der Reise bedurften, und so brauchten sie denn im ganzen 180 Träger, die zumeist verschlagen und listig, faul und gewinnsüchtig, wie das die Art der Küstenleute ist, die Reise mannigfach verzögerten und die Geduld unserer Brüder oft auf harte Proben stellten. Es würde zu weit führen, wollten wir hier den Verlauf dieser Reise im einzelnen beschreiben. Wir könnten ohnedies nur wiederholen, was Miss. Paesler in dem von ihm geführten und veröffentlichten Reisetagebuch ausführlich und anschaulich beschrieben hat.*)

Wir gedenken daher nur in Kürze ihrer Ankunft in Moschi am 30. September, wo sie bei dem deutschen Kompanieführer

*) Lichtstrahlen im dunkeln Erdteil. Nr. 1 u. 2. Von Mombasa nach dem Kilimandscharo. Von Missionar Paesler. Verlag der Ev.-Luth. Mission in Leipzig. Preis 30 Pfg.

Johannes eine sehr freundliche Aufnahme fanden. Hier sahen sie auch das Haus des Königs Meli, der völlig gebrochen und machtlos sein Scheinkönigtum ausübte. Seine Unterthanen aber hatten gleichfalls Frieden geschlossen und sich bereitwillig der deutschen Herrschaft gefügt. So fiel denn auch das Bedenken der Brüder hinweg, in Moschi keinen Eingang bei den Eingeborenen zu finden. Diese baten vielmehr sogar selbst um ihr Bleiben, und der deutsche Gouverneur, von Scheele, hatte so bestimmt mit einer Niederlassung der Unsern in Moschi gerechnet, daß er unter die dem König Meli gestellten Friedensbedingungen ausdrücklich folgende aufnahm: „Meli hat der deutschen Mission, die sich bei ihm ansiedeln wird, als freies Eigentum das Land zu geben, was ihm dazu bezeichnet werden wird." Allein trotzdem war die Zeit für Moschi noch nicht gekommen. Der deutsche Kompanieführer riet ihnen selbst, es bei Madschame zu lassen, da die militärischen Bauten in Moschi alle verfügbaren Arbeitskräfte verschlangen und es auch schwierig, wenn nicht zur Zeit unmöglich erscheinen mußte, auch noch zum Bau einer Missionsstation das nötige Material aus dem Urwalde zu beschaffen.

So zogen denn die Unsrigen weiter bergauf und -ab, über reißende Bäche und durch wildes Dickicht, bis sie endlich am 3. Oktober den breiten und wasserreichen Weriwerifluß überschreitend und das steile Ufer jenseits erklimmend ihren Fuß auf den Boden von Madschame setzten und das Ziel ihrer Reise erreichten. O welcher Dank, welche Freude! Sie nähten alsbald auf ein Stück weißen Zeuges ein großes rotes Kreuz und pflanzten dann die Kreuzesfahne auf zu einem Zeichen und Zeugnis, daß sie nicht im Namen eines irdischen Königs, sondern als Boten des Gekreuzigten und Erhöhten in dies Land gekommen seien und daß sie auch nichts anderes suchen, als den Ruhm des Kreuzes unter diesem Volke aufzurichten und es zum Frieden des Kreuzes zu führen. Am Abend aber dieses großen Tages faßten sie alles, was sie erfüllte, in die Worte des 103. Psalms und beteten tiefbewegt: „Lobe den Herrn, meine Seele."

3. Das Land und seine Früchte.

Es war ein sehr lieblicher Platz, an welchem unsere Brüder im „Unteren Madschame" ihr Zelt aufschlugen, sie dachten darum auch nicht anders, als hier sich niederzulassen. Allein schon der nächste Tag brachte eine andere Entscheidung. Sie

besuchten den Häuptling Schangali, dessen Gehöft sich im „Oberen Madschame" befindet, und dieser bot ihnen an, sich in seiner Nähe niederzulassen, ja stellte auch sofort einen passenden Platz zur Verfügung. Dazu kam, daß auch der auf anderem Weg herbeigeeilte deutsche Kompanieführer Johannes unsern Brüdern dringend zu diesem Platze riet, und schließlich empfahl er sich ihnen selbst nicht bloß durch seine Größe und zugängliche Lage, sondern besonders auch durch die Aussicht, in der Nähe des Häuptlings für die nächste Zeit bei dem Bau eines Hauses kräftigere Unterstützung bei den Eingeborenen zu finden und für die Zukunft hier auf eine zahlreichere Zuhörerschaft rechnen zu können, als an irgend einem anderen Orte des „Unteren oder Oberen Madschame". So wurde denn das Grundstück, das in dem Kaufvertrag den Namen Kwarango führte, richtiger aber Nkarungo heißt, von unsern Brüdern sofort mit Beschlag belegt, während der Kaufvertrag selbst erst am 16. November unterzeichnet wurde. Der Kaufpreis aber betrug für das ganze Land mit einem Umfang von 1350 m 145 Rupien oder 170—180 Mk. und wurde in Form von 15 Stück weißen und 10 Stück roten Zeuges entrichtet.

Wir wollen uns nun die neue Heimat unserer Missionare noch etwas genauer betrachten und Land und Leute daselbst kennen lernen, soweit es sich eben aus den bisherigen Erfahrungen und Schilderungen ergiebt. Vor allem tritt uns in diesen die großartige Schönheit des Landes entgegen, die von unseren Brüdern vielfach anerkannt und gerühmt wird. Ist es doch eben eine Gebirgslandschaft im eigentlichsten Sinn. Madschame liegt etwa 1540 m über dem Meeresspiegel, und dabei doch im heißen Afrika mit seinem tropischen Klima. Da giebt es denn einen reizvollen Wechsel von gewaltigen Gebirgsformationen und tropischer Vegetation, von fruchtbaren Feldern und Hainen auf der einen und romantischen Flußthälern und wilden Gebirgsbächen auf der anderen Seite, von hohen, oft mit Schnee bedeckten Bergesspitzen und lieblichen Halden, wo Bananen grünen. Im Südosten ist Madschame begrenzt durch den schon erwähnten, mächtig dahin stürzenden Weriweri-fluß, der hier ein 60—80 m tiefes Thal gerissen, an dessen steil ansteigenden Ufern der üppigste Pflanzenwuchs herrscht. Im Nordosten grüßt der Kibo, über dessen dunkler, breiter Urwaldregion sich der strahlend weiße Schneegipfel erhebt. Gerade im Osten sieht die oberste Spitze des zackigen Mawensi

Der Kibo-Gletscher von Nkarungo aus gesehen.
Umzäunung des Missionsgehöftes.
Missionsschüler.

über den Gebirgskamm herüber, und weiterhin geht der Blick über waldige Niederungen mit grünen Feldern und Hütten bis zu der Landschaft von Moschi, wobei das Wellblechdach der deutschen Militärstation in Moschi noch mit dem bloßen Auge erreicht werden kann. Weiter rechts im Südosten erhebt sich das gewaltige, schroff geformte Ugueno-Gebirge. Dazwischen erblickt man einen kleinen Strich des Dschipe-Sees, während im Süden über einer weiten Ebene die Berge von Klein-Aruscha und andere Höhenzüge sichtbar werden. Nach Südwesten erstreckt sich eine unendliche Bara (Ebene), wo sehr oft abends kleine und große Feuer brennen. Genau im Westen ragt der Meruberg wie ein spitzer Kegel in die Wolken, während im Norden sich in langgestreckter Kette das zerklüftete Schira-Gebirge vom Kibo herunterzieht. So ist es nach allen Seiten ein reizvoller Anblick, den unsre Brüder genießen, doppelt reizvoll aber am Morgen und dann wieder abends bei Sonnenuntergang, wo das Eis des Kibo in mildem Rot erglänzt und die Wolken ihr lustiges Spiel treiben. Und auch die Nacht bringt dem Auge neues Entzücken, wenn an dem Firmament das zahllose Sternenheer in wunderbarer Pracht aufleuchtet und neben dem großen Bär und Orion auch das südliche Kreuz die einsamen Bewunderer grüßt.

Es ist ein schönes Stück Erde, das Gottes Führung den Unsrigen zugewiesen hat, und auch das Klima dort oben ist verhältnismäßig gesund. Den heißen Tagen folgen kühle Nächte, in denen Menschen und Vieh sich erquicken; ja der Umschlag der Temperatur erfolgt außerordentlich rasch. Während die Minimal-Temperatur der Nacht zwischen 7 und 12 Grad Reaumur schwankt, zählt man am Vormittag schon 26 Grad Celsius im Schatten, und bedarf bereits des Tropenhelms gegen die sengenden Strahlen der Sonne. Gleich nach ihrem Untergang aber wird es empfindlich kalt, und fröstelnd sucht man seine Hütte auf. Die Nächte sind sehr kalt, und die Eingeborenen leiden deshalb vielfach an Husten und Heiserkeit und sonstigen Beschwerden des Rachens oder Kehlkopfes, so daß verschiedene Arzneien, die unsere Brüder dafür mitgebracht haben, treffliche Dienste leisten und ihnen die Dankbarkeit der Eingeborenen erwerben konnten. Besonders kalt sind die Nächte nach der sogenannten „großen“ Regenzeit, die vom Frühjahr bis Herbst dauert. Hier öffnen sich täglich, zuweilen ununterbrochen, die schweren Wolken des Kilimandscharo, und gewaltige

Wassermassen stürzen herab. Daneben giebt es aber auch noch eine sogenannte „kleine“ Regenzeit, die sich mit plötzlichen Gewittern, Sturm und Platzregen ankündigt und etwa von Mitte Oktober bis Mitte Dezember währt. Sie hat zuweilen einen ziemlich heftigen Charakter, und manche Tage bringen zwei, ja drei schwere Gewitter. Überhaupt ist dort oben der Wechsel zwischen einer trockenen und Regenzeit nicht so ausgeprägt wie in der Ebene und vollends an der Küste; auch in der sogenannten „trockenen“ Zeit fehlt es nicht völlig an Regen. Darum verstehen wir auch, wie es den Weißen zuweilen des Regnens etwas zu viel wird, zumal die übergroße Feuchtigkeit auch ihre Gefahren hat und vermutlich der eigentlichen Kilimandscharokrankheit, der Dysenterie (Ruhr), Vorschub leistet. Aber andererseits sind sie auf den Bergen vor dem heimtückischen Fieber geschützt, das in der Ebene die Kraft des Europäers schnell aufzehrt, und vor allem verhilft dieser Wechsel von Regen und Sonnenschein dem Land zu einer seltenen Fruchtbarkeit.

Bei der Ankunft unserer Brüder besaßen die Eingeborenen fast gar kein Vieh. Ein Hofbesitzer in Madschame schätzte sich schon glücklich, wenn er eine oder zwei Ziegen sein eigen nennen konnte. In den Kriegen mit dem benachbarten Häuptling Sinna von Kiboscho, sowie bei den räuberischen Einfällen der Masāi hatten sie ihren Viehstand fast ganz eingebüßt. Seitdem jedoch die deutsche Regierung Ordnung am Berge geschaffen hat und den Frieden, soweit möglich, mit starker Hand aufrecht erhält, ist das anders geworden, und gerade der Viehstand hat sich außerordentlich gemehrt. Der Häuptling besitzt in seinem ausgedehnten Lande ungemein viel Rinder und Kleinvieh, und auch mancher seiner Unterthanen kann sich neben Ziegen und Schafen noch ein, wenn nicht sogar mehrere Rinder halten. Immerhin sind die Eingeborenen im wesentlichen auf Pflanzenkost angewiesen. Diese gedeiht aber auch so reichlich, daß dieselben damit wirklich bestehen können. Das Land ist sehr geeignet zum Ackerbau, da es nur sanft ansteigt, und außerdem von zahlreichen Kanälen durchzogen, durch welche die Eingeborenen in geradezu kunstvoller Weise ihren wohlgepflegten Feldern das nötige Wasser zuführen. So giebt es denn ein fröhliches Wachstum, und wenn auch die Auswahl der Früchte nicht bedeutend ist, so gedeihen die einzelnen Sorten desto ergiebiger. Das Hauptnahrungsmittel bilden die Bananen, die in großartiger Ueppigkeit wachsen und deren Anbau überhaupt dem ganzen

Dschaggalande sein eigentümliches Gepräge giebt. Überall trifft der Wanderer auf Haine dieser hochschäftigen Pflanzen, überall winken und flattern ihre oft meterbreiten und noch viel längeren Blätter gleich glänzend grünen Fahnen im Wind. Auch verstehen die Eingeborenen keine andere Frucht so mannigfaltig und gut zu verwerten als die Bananen. Abgesehen von ihren Blättern, die als Topfdeckel, Einschlagestoff, Regenschirme wie Ziegenfutter dienen, und von ihrem Schafte, der grün als saftiges Viehfutter geschätzt wird und in dürrem Zustand Blätter zum Dachdecken und Fasern zu Bindfaden, Tauen und Geflechten darbietet, wird die Bananenfrucht auf allen Stufen ihrer Entwicklung gebraucht. Auch giebt es zahlreiche Arten derselben, unter denen die nshare, in geröstetem Zustand an Wohlgeruch und Wohlgeschmack der reifen Kartoffel ähnlich, die eigentliche Speise der Eingeborenen bildet. Neben den Bananen baut Madschame noch Wimbi, die sogen. Eleusinehirse, und Bohnen, namentlich die kleine chinesische Bohne, auf größeren Flächen an. Die Bohnen (Kunde) werden einfach weich gekocht, mit einem Pfahl gestampft und meist ohne Salz oder irgend eine andre Zuthat gegessen, während Wimbi fast ausschließlich zur Bereitung des Negerbieres, pombe oder von den Wamadschame selbst wâri genannt, verwendet wird. Die Hirse wird von Frauen zwischen Steinen gut zermahlen und mit dem aus gekochten Bananen gewonnenen Safte verbraut. Das daraus entstehende Gebräu gewinnt das Aussehen und den Geschmack einer dicken säuerlichen Suppe und bildet das beliebteste Getränk — man könnte es auch flüssiges Nahrungsmittel nennen — der Eingeborenen, das freilich oft genug im Übermaß genossen wird und dann schlimme Wirkungen hat.

Einer großen Beliebtheit erfreuen sich in Madschame auch die eßbaren Wurzeln, voran die Kolokasien, maruma genannt, mit ihren saftstrotzenden Blattstielen und riesigen, an günstigen Plätzen eine Länge von 1 Meter erreichenden Blättern. Die maruma werden in gekochtem Zustande von den Eingeborenen „mit schmatzendem Wohlbehagen“ verzehrt. Schöner im Aussehen sind die großen Wurzelknollen der hochrankenden Yamswurzel — Discorea abyssinica —, die geröstet der Kartoffel gleichen und von den Madschameleuten „fikwa“ genannt werden. Die Pflanze klettert überall in den Bananenhainen an Stangen und Bäumen empor. Eine andere Art von Yamswurzeln heißen fiye, und endlich giebt es noch die häufigen fibere, die so-

wohl unter der Erde als oben an ihren hellgrünen Gewinden kartoffelähnliche, nur etwas bittere Früchte darreichen.

Dagegen werden Mais, Zuckerrohr und Bataten (Süßkartoffeln), die sonst im ganzen zwischen den Wendekreisen gelegenen Afrika eine große Rolle spielen, nur im Osten des Kilimandscharogebirges einigermaßen und im Westen kaum angebaut; nicht, als ob sie dort nicht auch gediehen, sondern man scheut die Arbeit und beschränkt sich deshalb auf das, was jahraus jahrein sicheren Ertrag bringt. Dies aber wird dafür in um so größeren Quantitäten gegessen, und es ist ein Grundsatz der Madschameleute: „Haben wir nichts, so hungern wir eben, giebt's aber viel Speise, dann essen wir ohne Aufhören, bis sie aufgezehrt ist."

Bei der geringen Auswahl der heimischen Bodenerzeugnisse war es für unsere Brüder von großer Bedeutung, daß die mitgebrachten europäischen Samen verhältnismäßig gut aufgingen. Außer Kartoffeln, Bohnen und Erbsen schmückten schon recht bald auch Radieschen den Mittagstisch unserer Brüder. Im Jahre 1900 hatten sie sogar eine dreifache Kartoffelernte und die erste Frucht ihrer erst $2^1/_4$ Jahre zuvor gepflanzten Kaffeebäumchen. Auch begannen sie mit dem Pflanzen von Gummi. Unsere Brüder sind ja um so mehr darauf angewiesen, den Boden möglichst auszunutzen, als das Land sonst nicht viel zur Nahrung und Unterhalt darreicht. Freilich fehlt es nicht an Tieren aller Art. Es wimmelt von Fliegen, jedenfalls infolge der Viehzucht, von Ameisen und Affen. Das gewichtigste Tier des Kilimandscharo ist der Elefant, der freilich an Zahl mehr und mehr abnimmt. Sein Fleisch ist für die Eingeborenen ein sehr begehrter, aber äußerst seltener Leckerbissen. Viel häufiger sind andere wilde Tiere, vor allem die gefleckte Hyäne, die in der Nacht sich an die Hütten schleicht, um Fleisch zu rauben. Ginsterkatzen, Ichneumon und Honigdachse stellen den Hühnern nach, letztere, indem sie sich unter den Stallmauern hindurchwühlen. Zuweilen sucht der sehr gefährliche Leopard in die Viehställe einzudringen. Der Löwe kommt dagegen nur ganz ausnahmsweise in das tiefer liegende Kulturgebiet am Kilimandscharo; seine eigentliche Heimat ist die weite Steppe. An den Grenzen des Kulturlandes hält sich auch das Wildschwein — Flußschwein — auf, das den Pflanzungen sehr gefährlich wird. Bei einem Ausflug in die Steppe im Oktober 1895 sahen unsere Missionare eine riesige

Zebraherde, später auch Antilopen, Gazellen und Strauße in Massen und erbeuteten sogar ein $3\frac{1}{2}$ m langes Rhinozeros. Die bunte und reiche Vogelwelt liefert eigentlich nur Tauben und Rebhühner für den Tisch; die letzteren fangen die Eingeborenen in Fallen und Schlingen oder betäuben sie mit dem Wurfholz. Doch dienen sie lediglich ihren Kindern zur Speise, ebenso wie sperlingsartige Vögel, während die Heuschrecken auch noch von den Frauen verzehrt werden. In ungeheuren Schwärmen ziehen diese über das Land, so daß es in der Luft wie bei einem heftigen Platzregen rasselt und die Erde mit dem ekelhaften Gewimmel bedeckt wird. Das lockt dann viele Kinder und Weiber herbei, die in Körben und Düten aus Bananenblättern die fingerlangen Insekten sammeln. Noch lebend werden sie der Flügel beraubt und am Feuer geröstet; zuweilen verspeisen sie aber die Knaben auch frisch vom Grase weg. Die Frauen und Kinder des Madschamevolkes nehmen sich auch der weißen Ameise an. Zuweilen trifft man große Scharen an, die beharrlich mit grünen Zweigen gegen eine niedrige Laube fächeln. Sieht man genauer hin, so erkennt man darunter einen Erdhügel mit kleinen Löchern, aus denen die Ameisen hervorwimmeln, sehr lange Tiere mit weißem Leib, rotbraunem Kopf und furchtbaren Beißzangen, die mit einem Schnitt einen dicken Stengel kappen. Unter diesen streitbaren Helden kriechen noch größere, ganz dunkelbraune und geflügelte Ameisen umher. Das sind die eßbaren, Wong'a, die wie die Heuschrecken bereitet werden und nur noch viel süßer schmecken sollen als diese. Jedenfalls fehlt es also in Madschame nicht an allerlei Früchten und Erzeugnissen des Bodens und anderem, was zur Nahrung dienen mag, und wenn der Himmel zur rechten Zeit Regen und Sonnenschein spendet und der schädlichen Tiere nicht zu viel werden läßt, ist es in seiner Weise ein reichgesegnetes Land. Wir aber wollen uns nun auch nach seinen Bewohnern umsehen und von ihrem Leben und Treiben, ihren Sitten und Vorstellungen hören.

4. Das Volk und seine Sitten.

Von der Nahrung der Wamadschameleute haben wir alles Wesentliche schon im vorigen Abschnitt gehört, und es bleibt nur noch hinzuzufügen, daß, im Unterschied von den Weibern und Kindern, sich die Männer geflissentlich der Rebhühner, Heuschrecken und Ameisen enthalten; ebenso verabscheuen sie das

Fleisch der Fische und Hühner, ja auch deren Eier. So bleibt denn wirklich fast nichts als Pflanzenkost übrig, und nur von Zeit zu Zeit fällt ihnen tot oder lebendig ein Schaf oder Ziege zu. Dann aber wird solch ein Tier auch buchstäblich bis auf die Haut verzehrt. Blut, Magen, Eingeweide, Flechsen, Umkleidung der Gelenkknochen und Mark, kurz alles, was nur irgendwie geschluckt oder mit den Zähnen verarbeitet werden kann, wird mit größtem Behagen verschlungen. Schon Knaben schlürfen beim Schlachten das frische Blut begierig hinunter und verzehren ohne weiteres die Gedärme, die oft nicht einmal notdürftig am Feuer geröstet sind. Sie sind eben noch in keiner Weise von der Kultur berührt, und wie sich das in ihrer Nahrung ausprägt, so auch in ihrer Kleidung.

Die Bewohner der Berge stechen zwar in ihrer äußeren Erscheinung sehr vorteilhaft gegen die der Ebene ab. Sind sie auch nicht sehr groß, so doch kräftig und schlank gebaut, ja verhältnismäßig hübsch und reinlich. Aber ihre Kleidung ist viel dürftiger als die des Steppenbewohners oder Küstenmannes. Sie hatten früher nur ein dünnes Lederstück teils über die Schulter geworfen, teils nach Art der Bergleute getragen, und auch jetzt hängt ihnen meistens nur ein mehr oder weniger großes Stück Zeug mit roter Erde gefärbt von den Schultern, bei dem sie selber die Empfindung haben, daß es etwas länger sein dürfte. Die kleinen Knaben aber gehen in der Regel ganz nackt, und auch die Mädchen tragen nur einen Gürtel von herabhängenden Eisenkettchen um die Hüften. Doch ist der Eindruck keineswegs anstößig, da ihre glänzend braune Hautfarbe sie wie ein natürliches Gewand umgiebt und ihre Nacktheit nicht so sehr hervortreten läßt.

Auch schmücken sie sich gern an Ohren, Hals, Händen und Füßen mit allerlei Spangen, Perlen, Ringen und Ketten. Besondere Sorgfalt verwenden die Männer auf die Haartracht. Alle paar Monate werden ihre Haare zu dünnen Zöpfen verflochten, in die weiße Baumwollenfäden oder Bastfasern eingeknüpft werden. Die kleinen Zöpfe werden nach vier Seiten zu einem starken Strang vereinigt, so daß je einer auf die Stirn, auf jede Schläfe und ein besonders langer Zopf weit in den Nacken herunterhängt. Zu dieser kunstvollen Frisur werden die Haare mit Butter oder frisch ausgekochtem Rindsfett oder Lehmerde eingerieben, zum Schlusse aber die fertigen Zöpfe noch mit dieser roten Masse verbacken. Seltener ist eine

andere Haartracht, die aus einer Anzahl kleiner nach allen Richtungen herabhängender Zöpfchen besteht. Viele Dschaggamänner aber tragen überhaupt keinen Zopf, sondern rasieren das Haar in einer schräg von vorn nach hinten laufenden Linie, und lassen auf dem Haupt nur eine dicke, wollige Perrücke stehen, in der sie Uhrrädchen, $^{1}/_{4}$ Rupiestücke und anderes tragen.

Auch die Ohrläppchen werden zur Aufnahme von allerlei Dingen benutzt. Vor allem werden Pflöcke in sie gesteckt und zwar immer größere, bis sie einen Durchmesser von 10 cm haben, auch Ringe in der Größe eines Handtellers, besonders gern Spiralen aus Eisendraht, an denen Eisenkettchen herunterhängen. Manchmal reißt natürlich unter solcher Belastung das Ohrläppchen, und statt all dieses Schmucks zieren den Dschaggamann zwei dünne, herabhängende Lappen. Endlich gehören zum Ohrschmuck noch dünne, 10—20 cm lange Holzstäbchen, die in kleine Löcher am oberen Rand der Ohrmuschel eingesteckt werden und weit vom Kopfe abstehen.

Im übrigen zeigt sich bei den Dschaggaleuten eine große Neigung fremde Tracht anzunehmen, worin sie oft einen sehr komischen Anblick gewähren. So erschien bei einem Kriegszug im Jahre 1894 der Häuptling von Mwika Mbararia im echten Dschaggakostüm und einem rot umwundenen Cylinder. Der Sohn eines anderen Häuptlings kam ganz europäisch mit hellem Strohhut, hellbraunen Schnürschuhen und Uhrkette, ein anderer in einem preußischen Leutnantsrock an. Einige Leute von Kiboscho trugen breitkrämpige Damenstrohhüte, welche sie mit rotem Flaggentuch ausgeschlagen hatten, und buntgestreifte Regenschirme. In den Ohrläppchen sah man Kupfergeldstücke, Uhrrädchen, Thermometerhülsen und Kakaobüchsen, die als Schnupftabaksbehälter dienten, und einige Krieger hatten ganz friedlich neben dem Schwert den Pombelöffel stecken.

Auch in den Wohnungen bahnt sich neuerdings eine Veränderung an, insofern die Häuptlinge anfangen, sich große Häuser nach dem Stil der Küste zu bauen und sie mit allerlei europäischen Luxusartikeln in buntem Durcheinander zu schmücken. Auch sonst zeichnet sich die Wohnung der Häuptlinge durch einen größeren Umfang aus. Sie bildet zugleich den befestigten Mittelpunkt seiner Landschaft (Boma), in dem in Kriegszeiten das ganze Vieh derselben zusammengetrieben wird, und ist deshalb in weitem Umkreis von einem tiefen Graben umgeben, auf dessen innerer Seite eine Dornenhecke oder Drazänenzaun sich

Negerhütten in Madschame.
Tanzende Dschagganeger nach dem Biergelage.

findet. Im Inneren liegt eine Anzahl von Höfen, von denen wiederum der innerste das Wohngebäude des Häuptlings bildet und in der Regel noch von einer Steinmauer umschlossen ist.

Jede Familie wohnt in einem eignen Gehöft, um das meistens ihre Bananen- und Getreidefelder herumliegen. Als Eingang dient ein ganz niedriges Thor, dem oft ein schmaler und auf beiden Seiten mit etwa 3 m hohen Drazänen eingezäunter Gang folgt, an dessen Ende ein neues Thor in das eigentliche Gehöft führt. In diesem befindet sich eine niedrige bienenkorbähnliche Hütte, mit Bananenblättern gedeckt, in welcher sich die ganze Familie mit dem Vieh um den Feuerherd versammelt. Das Feuer wird Tag und Nacht unterhalten und erfüllt, da die Hütte sonst keine Öffnung hat, ihr Inneres mit beständigem Qualm. Der Europäer glaubt darin zu ersticken, aber die Eingeborenen fühlen sich sehr behaglich, und während die Weiber in einem irdenen Topf auf drei Steinen die Mahlzeit bereiten, die am Morgen vor Sonnenaufgang aus Bohnen und Bananen, mittags und abends aber aus einem Brei von zerschnittenen, gekochten Bananen und saurer Milch oder aus Kartoffeln und Milch oder nur aus Kartoffeln besteht, schlürfen die Männer mit Behagen ihre Pombe und schnupfen ihren selbstgebauten Tabak. Er gilt für alle als unentbehrliches Genußmittel, und zwar wird er weniger geraucht als geschnupft, woran sich auch die Frauen und Kinder mit Leidenschaft beteiligen. Jeder führt seine Dose mit sich, die aus Ziegenleder oder Büffelhorn hergestellt, an einem Eisenkettchen um den Hals getragen wird.

Nichts ist ihnen lieber als abends um das Feuer zu sitzen und, während die Pombe und die Dose kreist, Brett zu spielen, wobei sie Schlag auf Schlag runde, harte Früchte, die unseren Kastanien gleichen, in den verschiedenen Vertiefungen eines Brettes verteilen, oder sich gegenseitig Rätsel aufzugeben und Märchen zu erzählen. Auch singen sie sehr gern, besonders beim Tanz, der in Madschame eine große Rolle spielt. Sie kommen oft zu Hunderten zusammen, Männer, Frauen und Kinder, und bilden dann einen Kreis, indem sie sich gegenseitig um die Hüften fassen und unter taktmäßigem Singen auf den Boden stampfen. In seiner Mitte aber bewegen sich zuweilen acht bis zehn Menschen nach ganz bestimmten Regeln und führen allerlei kunstvolle Wendungen aus, oder es bildet sich eine Gruppe von Männern, die sich senkrecht in die Höhe schnellen;

wieder andere führen, mit Stöcken versehen, eine Art Schwerttanz auf, alle aber sind dabei nur mit einem Tuch um die Hüften bekleidet und am ganzen Oberkörper entblößt.

Vor allem aber wird dabei gesungen, wobei einer den Vorsänger macht und der Chor bald zwei-, bald dreistimmig einfällt.

Die Melodien sind zumeist einförmig, schwermütig, dazwischen aufjauchzend, dann aber wieder eintönig auf und ab wogend und langsam verhallend. Doch ist es für ein europäisches Ohr fast unmöglich sich diese Melodien zu merken, wie andererseits die Eingeborenen für unsere Lieder wenig Verständnis zeigen. Die Negerkehle scheint über Töne und Tonverschnörkelungen zu verfügen, die uns völlig fremd sind. Der Reichtum von Liedern ist, wie es scheint, sehr groß. Die meisten gehören zum Tanz; andere zur Beschneidung. Ganz bestimmte Gesänge giebt es auch beim Balkentragen und bei der Heimkehr von dieser Arbeit wie überhaupt auf dem Marsche. Ein Lied handelt von Bohnen, ein anderes betrifft ein Geflecht aus den Zweigen der Dattelpalme und wird wohl beim Flechten gesungen. Auch Schlummerlieder zum Einschläfern der Kinder sind ihnen nicht unbekannt.

Zu der großen Sangluft der Neger und ihrer hohen musikalischen Begabung steht nun aber ihr Mangel an Instrumenten in auffälligem Gegensatz. Sie bedienen sich eigentlich nur des vielgewundenen Horns der Kudu-Antilope, um besonders abends weithin schallende Signale zu geben, und auch dieser Hörner sollen nur wenige im Lande sein. Daneben bläst bisweilen ein Junge noch auf einer kleinen Flöte aus Bambusrohr.

Wie im Kreise der Tanzenden, so steht auch sonst der König so recht in der Mitte seines Volkes, und sein Thun und Lassen ist für alle Volksgenossen entscheidend. Ist er doch der Besitzer alles Grundes und Bodens, der den Unterthanen nur zu Lehen gegeben ist und nur von ihm veräußert werden kann, ja selbst der Besitzer des sämtlichen Großviehes, von dem die Unterthanen auch nur die Nutznießung haben. Auch darf keiner die Landschaft verlassen, um sich anderweitig anzusiedeln, keiner auch heiraten ohne seine Genehmigung. Der König (Häuptling) verfügt sogar nach allgemeinem Glauben über besonders kräftige Zauber, und das giebt ihm nicht zum wenigsten seine ungeheure Macht. Seine Begleiter und Ratgeber sind einige „Akiden", die zugleich seine ausführenden Organe bilden und

eine bevorzugte gesellschaftliche Stellung genießen. Sie helfen ihm auch die Zeit verbringen mit dem Brettspiel oder mit dem von den Suaheli eingeführten Kartenspiel. Bei öffentlichem Auftreten erreicht das Gefolge des Häuptlings manchmal die Zahl von vielen Hunderten. Jeden Abend tritt in der Boma eine Anzahl von Kriegern an, die als Wache dienen und von dem Häuptling gespeist werden. Die Eingeborenen zerfallen rechtlich in freie und Sklaven. Die letzteren, entweder Kriegsgefangene aus anderen Landschaften oder Stammesgenossen, die durch den Machtspruch des Häuptlings ihre Freiheit ver=

Häuptling Schangali mit seinen Begleitern.
Schangali steht in der Mitte.

loren haben, müssen für ihren Herrn arbeiten, können aber nach jahrelangem Dienst wieder frei erklärt oder von ihren Verwandten durch Lieferung von Vieh ausgelöst werden. Die weiblichen Sklaven sind zugleich Nebenweiber des Besitzers und die Kinder der Sklaven werden wieder Sklaven.

In Streitigkeiten, deren Zahl Legion ist, entscheidet, während die Bezirksältesten die Verhandlung führen, zuletzt allein der Häuptling. Vor allem handelt es sich um Viehdiebstähle, wobei der Dieb in der Regel das Doppelte von dem Werte des Gestohlenen zu zahlen hat. Die eine Hälfte fällt dem Bestohlenen, die andere dem Häuptling zu. Im Unver=

mögensfall muß er die Strafe abarbeiten, andernfalls werden ihm Weiber und Kinder genommen oder er selbst zum Sklaven gemacht. Stirbt der Familienvater, so beerben ihn seine männlichen Kinder zu verschiedenen Teilen, je nach ihrem Alter. Der älteste Sohn der Hauptfrau hat den Vorzug. Sind keine männlichen Nachkommen vorhanden, so geht das liegende Besitztum mit Frau und Kindern auf den nächsten männlichen Verwandten oder den Häuptling über. Im übrigen entscheidet der Häuptling mit absoluter Machtvollkommenheit, und gegen seine Entscheidung giebts keinen Widerstand. Ihm unbedingt zu gehorchen liegt dem Neger in Fleisch und Blut. Besonders patriarchalisch ist das Verhältnis zwischen Häuptling und Unterthanen in Madschame, und man hört hier wohl sprechen: „Der Häuptling ist mein Ehemann, alles was er thut, thue ich auch."

Wie der Mann dem Häuptling gegenüber, so ist das Weib gegenüber dem Manne rechtlos. Es dient ihm vor allem zur Arbeit, und die Dschaggafrau verdient wegen ihres Fleißes und ihrer Bescheidenheit das größte Lob. Die Männer dagegen lieben die Arbeit nicht. Die Vermöglichen thun überhaupt nichts, und auch den anderen fällt nur das Roden von Ländereien, die Gewinnung von Bauholz, die Herstellung der Zäune und Wasserleitungen und der Bau der Häuser und Vorratshütten zu. Auch fertigen sie die zum Ackerbau, Haushalt und Kriegsdienst nötigen Geräte an, und wenn sie dabei auch keinen Kunstsinn und Geschmack beweisen, so arbeiten sie doch mit ihren sehr einfachen Hilfsmitteln nicht plump und ungeschickt, und namentlich fehlt es bei ihnen nicht an guten Schnitzern und Schmieden. Aber die schwerste Arbeit liegt stets auf den Schultern der Frauen. Sie ausschließlich haben das Dach zu decken, in der Schamba zu graben, d. h. das Feld zu bestellen, die Ernte einzuführen, wobei jede Ähre einzeln abgeschnitten wird, und das Vieh zu versorgen, das nur an wenigen Tagen in den trockenen Monaten auf die Weide getrieben und sonst mit dem vom Feld geholten Futter in den Hütten ernährt wird; ihnen fällt die Wartung der Kinder und der Besuch der Märkte zu, zu denen sie oft auch in andere Landschaften wandern, um unter viel Feilschen und Schreien die Waren auszutauschen.

Schon als Kinder werden die Mädchen zur Arbeit herangezogen, während die Knaben höchstens an sonnigen Tagen das Vieh austreiben und sonst herumlungern und ihre Zeit mit Vogelschießen und Kriegsspielen ausfüllen. Dazu werden die

Mädchen schon als Kinder verlobt und sehr bald verheiratet, freilich nicht ohne daß der festgesetzte Kaufpreis, der meist in Ochsen oder Kleinvieh besteht, völlig bezahlt ist. Doch wird dabei nicht erwartet, daß die Braut noch in jungfräulichen Ehren steht. Nur Kinder sind nicht beliebt, und wie mißgeborene Kinder oder solche, denen die oberen Schneidezähne vor den unteren wachsen und die deshalb als unheilbringende gelten, oder das eine von Zwillingen, so werden auch die unehelichen Kinder getötet und ihre Leichname an abgelegenen Orten den Tieren preisgegeben. Die Hochzeit darf nie in den Monaten April und Juli stattfinden, d. i. nach der Rechnung der Wamadschame, die übrigens auch Wochen zu 10 Tagen kennen und unter diesen wieder gute und böse unterscheiden und deren Jahr etwa in der Mitte Oktober zu Anfang der kleinen Regenzeit beginnt, nicht im siebenten und zehnten Monat. Am Tag nach der Heimführung der Braut wird sie zur Tilgung eines ihr etwa anhaftenden Zaubers von einem Zauberer am ganzen Leibe gewaschen, am dritten wird den Neuvermählten von erwachsenen Schwestern des Mannes oder anderen Verwandten Mehl, am fünften Bananensuppe und Bohnen und am sechsten vom Vater der jungen Frau (mwali) Bier gekocht. Aber dann muß sie nach einem feierlichen Besuch bei ihren Eltern das Kochen selbst übernehmen und tritt endgültig in ihre Hausfrauenpflichten ein. Sie erhält dabei ein Riemchen an die Hand und ein Band an Ober- oder Unterschenkel; auch tragen alle verheirateten Frauen Bleiringe unterhalb des Knies oder am Oberarm, wozu nach der Geburt des ersten Kindes ein Bastring und nach der des zweiten ein Ring von Eisen kommt. Von jetzt an heißt sie auch nicht mehr mwali, sondern nka, d. h. Frau. Ist sie aber die Haupt- oder Lieblingsfrau, so kommt ihr von den Nebenfrauen noch ein Ehrenname zu.

Es herrscht nämlich bei den Wadschagga die Vielweiberei und gilt als Ausdruck des Reichtums und der Würde. Manche Häuptlinge haben fünf, sechzehn, ja wohl hundert Weiber, und es versteht sich, daß unter diesen Umständen auch die Ehescheidung leicht und häufig ist. Der Mann kann seine Frau, wenn sie ihm nicht mehr gefällt, oder wenn sie arbeitsunfähig ist, ihren Angehörigen wieder zurückschicken und dabei sogar einen Teil des Kaufpreises wieder zurückverlangen. Ebenso erhält er ihn zurück, wenn er das Weib wegen ehelicher Untreue entlassen hat. Doch findet auch eine Entlassene oder Zurück-

gewiesene schnell wieder einen Bewerber, und es ist ausgeschlossen, daß ein Mädchen zeitlebens ledig bleibt. Eine Frauenfrage giebt es auf dem Kilimandscharo nicht. Auch ist bei aller Niedrigkeit und Rechtlosigkeit ihrer Stellung ihre Behandlung im allgemeinen nicht unwürdig und das Familienleben gut.

Freilich das ganze Denken und Trachten der Wadschagga ist auf diese Erde gerichtet. Vieh und Weiber, Tanz und Gelage, große Mengen von Pombe und Fleisch begeistern sie ohnegleichen, und wenn einmal bei einer Hochzeit oder nach einem glücklichen Kriegszug eine große Mahlzeit ausgerichtet wird, so können sie sich gar nicht genug thun. Auf der zweiten Hochzeit des Häuptlings Schangali in Madschame wurden nicht weniger als 11 Ochsen und 30 Ziegen verspeist, und bei einer Volksbelustigung in Marangu sogar 75 Ochsen. Dabei wurden zwei Männer von den Tieren erdrückt und einer erstickte an dem zu hastig hinuntergeschlungenen Fleisch. Ebenso ist es nichts Seltenes, einen Dschaggamann betrunken zu sehen. Selbst die Mutter Schangalis Nuya entschuldigte sich einst bei den Missionaren, daß sie zuweilen ihre Versprechungen wieder vergesse wegen zu reichlichen Genusses von Pombe. Auch sonst verspricht man zwar viel, aber hält wenig, ist unpünktlich und unzuverlässig, kennt im großen und ganzen keine Dankbarkeit und Anhänglichkeit, lügt und betrügt gern und ist namentlich ganz unermüdlich im Betteln. Sie betteln ohne Scheu mit rührender Geduld, und was ihnen immer bei dem Europäer in die Augen sticht, begehren sie für sich. Dabei können sie sich in Ausdrücken der Ehrerbietung gar nicht genug thun, wie sie denn überhaupt gegen den Weißen sehr höflich, gastfrei und freundlich sind. Andererseits aber sind sie gegen Fremde auch sehr mißtrauisch und auf ihre Stammesvorzüge sehr stolz. Sie haben viel mehr Stammesbewußtsein, als die Küstenstämme, und wenn sie auch einen offenen ehrlichen Kampf vermeiden und lieber zum Hinterhalt greifen, so fehlt es ihnen doch nicht an Tapferkeit.

Freilich sind sie auch wieder äußerst feig und furchtsam, sobald das Übersinnliche ihnen entgegentritt. Voll Aberglaubens fürchten sie auf Schritt und Tritt die Macht der bösen Geister. Vor ihnen und ihrem Zorn tritt für sie der Gedanke an die Gottheit völlig zurück. Es ist überaus bezeichnend, daß im ganzen Madschameland mit seinen vierzig Stämmen kein Tempel, kein Altar, keine gottgeweihte Hütte sich findet. Madschame ist ein tempelloses Land. Freilich ohne

Religion ist es deshalb nicht. Auch diesem Volk gegenüber wird die Anschauung von völlig „religionslosen Negerstämmen“ zu Schanden. Die Wamadschame glauben an einen Gott und nennen ihn Iruwa, ein Wort, das allerdings bei ihnen auch Sonne bedeutet; sie beten aber deshalb doch nicht die Sonne an. Sie sehen vielmehr in Gott ein mächtiges Wesen ohne Anfang und Ende, das die Sterne an das Firmament gesetzt hat, dem Samen Gedeihen giebt, das das Dschaggaland und seine Bewohner liebt und alles Schlechte haßt, das alle Dinge weiß. Sie beten deshalb auch zu Iruwa, indem sie morgens mit zum Himmel gewendetem Gesicht leicht in die Höhe spucken und sprechen: „Jruwa kushindie“, d. h. Iruwa, hilf mir, oder auch ausführlicher: „O Gott, Du hast mich behütet; ich habe geruht und die Nacht zugebracht; behüte mich auch heute und gieb mir Nahrung, o König.“ Bei ernsten Fragen und Ereignissen opfern sie ihm auch und schwören bei ihm. Aber trotz alledem hat dieser Gott für sie so gut wie keine Bedeutung; greift er doch nie in das Geschick des einzelnen ein. Desto mehr thun das die Warumu, die abgeschiedenen Geister, die eine sehr schwarze Haut und keine Knochen haben. Sie sind überall, auf und unter der Erde, sehen und hören alles. Bei Tage schlafen sie gewöhnlich, aber bei Nacht gehen sie auf der Erde umher. Wen sie berühren, ist verloren; sie besitzen Gewalt über Leib und Leben des einzelnen Erdbewohners, senden Unglück und Krankheit und zuletzt den Tod. Darum gilt es ihren Zorn zu vermeiden und sie sich günstig zu stimmen, und so beherrscht der Gedanke an sie, die Furcht vor ihnen das ganze Leben der Wadschagga. Sie beten zu den Warumu, und zwar wendet sich jeder zunächst an die Geister seiner eigenen Ahnen; denn auch im Jenseits dauern die Verwandtschaftsbande fort und nur die Ahnen des Häuptlings scheinen für alle Bedeutung zu haben. Zu dem Gebet aber kommt das Opfer, vielfach an verborgenen Plätzen, zwischen hohen Bäumen, aber auch auf freiem Feld oder mitten auf dem Gehöft; geopfert wird Wimbi, Bier und Ziegenfleisch, d. h. das Fleisch wird von den Beteiligten selbst verzehrt und dem Geist werden nur kleine fettlose Fleischstücke hingeworfen, von denen man aber wünscht, daß sie eine wilde Katze sich weghole, denn der Geist hat trotzdem einen Genuß davon. Den Anlaß zu Opfern geben Krankheiten, Unglücksfälle, Kriegsnöte. Sonst aber sucht man sich vor den bösen Geistern zu schützen durch Zaubermittel und

Zauberer. Der ersteren giebt es sehr viele. Kaum in die Welt eingetreten, erhält das Kind ein ndumo, d. h. es wird an ihm ein geheiligter Brauch vollzogen, der eine schützende oder segnende Wirkung hat, indem ihm wie der Mutter der Hinterkopf abgeschoren wird; auch wird sein Ohrläppchen durchbohrt, es nackt über ein Feuer gehalten und ihm später mit einem Messer die zwei mittleren unteren Schneidezähne ausgeschlagen und die oberen nach vorn gebogen, ein Brauch, der sich mit geringer Veränderung im einzelnen bei allen Bantuvölkern findet. Auch den oben beschriebenen Gebräuchen bei der Hochzeit hängt ein zauberhafter Charakter an und ebenso gilt das von einem von den Männern getragenen und mit einem Knochen verzierten Riemchen aus dem Stirnfell einer Ziege; denn ohne dies fällt man sicher dem Unglück anheim. Auch fällt dadurch auf dieses Ndumo ein sehr bedeutsames Licht, daß es die Kostschüler unserer Missionsstation ablegten, so lange und weil sie sich unter dem Schutz des Europäers ohnedies sicher fühlten, dagegen es anfangs sofort wieder anzogen, wenn sie die Station verließen. Endlich bedient sich der Mann, wenn er in den Krieg zieht, heiratet oder zu den Warumu betet, auch des sogenannten kishong'u, eines Ziegenfelles am Mittelfinger, und auch dem Abschlagen des Kopfes von Toten, wie dem Kochen von Speisen beim Grabe, kommt eine magische Bedeutung zu. Wo aber das Zaubermittel in solchen Ehren steht, da erst recht der Zauberer selbst.

In der That legt man ihm außerordentliche Kräfte bei. Die Zauberer, deren Zahl in Madschame allein etwa 30 betragen soll (Schangali soll zwei Privatzauberer und eine Zauberin besitzen), müssen nicht nur alle jene Zauberhölzchen, die die Neger schon von Kind auf an sich tragen, durch Anspeien erst zauberkräftig machen, sie können auch nicht bloß bei Krankheiten und Unglücksfällen wirksame Beschwörungen anwenden, sondern sie sollen auch im stande sein, wilde Tiere ins Haus zu locken, und vor allen Dingen scheint das Regenmachen eine Hauptaufgabe und Kunst der Zauberer zu sein. Wenn der Zauberer endlich von der Gottheit irgend einen Aufschluß erlangen will, bedient er sich entweder einer beliebigen Anzahl von Steinchen, die er zu je fünf ordnet, wobei dann entscheidet, ob eine gerade Zahl übrig bleibt oder nicht, oder anderer Hölzchen, Drazänen, Mehl, Tabak, Hyänenmist, oder legt die Hand ans Ohr und erfährt dann das Geisterwort durch wiederholtes Schließen und Öffnen der Hand, und was dieser abergläubischen und betrügerischen Mittel noch mehr sind.

Eine besondere Äußerung heidnischen Aberglaubens ist das Trinken von „Uri“, eines mit Bier gemischten Wassers, dem geschabtes Kupfer als wirksamster Bestandteil beigemischt ist, in dem aber auch Menschenknochen, Eselsschädel und ein totes Huhn mit abgeschnittenem Hals herumschwimmt. Vor dem Genuß dieses Mittels müssen alle andern Zaubermittel aus Haus und Feld entfernt werden. Im Mai 1898 kam ein großer Zauberer nach Madschame, der den Trank bereitete und auf Befehl des Häuptlings, der es hier nur seinen Mithäuptlingen in Mamba, Moschi, Kibocho und Sira nachthat, mußte die ganze Bevölkerung den ekelhaften Trank trinken. Dabei sprach jeder zuvor eine Art Gelübde des Inhalts, daß dieser Trank ihn töten solle, wenn er irgend ein Zaubermittel gegen Menschen und Vieh bereite. Auch sonst giebt es Zaubermittel gegen die Zauberei, die angewendet werden, wenn man einen Menschen oder eine Landschaft für verzaubert hält.

So ist es eine furchtbare Herrschaft, die der Aberglaube in Madschame ausübt. Das ganze Denken und Reden, Leben und Treiben des Volks ist von ihm durchdrungen, und es ist deshalb auch nicht unwahrscheinlich, wenn schon noch nicht ausgemacht oder bewiesen, daß auch der heilige Brauch (ndumo) einen religiösen, abergläubischen Hintergrund hat, dem in Madschame vor andern eine hohe Bedeutung zukommt, nämlich die Beschneidung. Sie ist jedenfalls nicht erst von den Masai übernommen, sondern uralte eigene Sitte, wenn auch die meisten Bantuvölker Deutschostafrikas ohne Beschneidung sind. Obwohl sie mit den heftigsten Schmerzen verknüpft ist und einen Heilungsprozeß von etwa vier Wochen erfordert, so darf sich ihr doch keiner in Madschame entziehen; er würde sonst geschlagen und verjagt. Auch erhält der Unbeschnittene niemals eine Frau. Wie oben schon erwähnt, werden auch die Mädchen beschnitten und zwar stets einzeln oder höchstens zwei mit einander, während bei den Knaben immer eine größere Anzahl zusammen genommen wird. Der Beschneidung selbst geht bei beiden Geschlechtern eine geheime Unterweisung durch alte Männer, beziehungsweise Frauen voran, die sich allem Anschein nach wesentlich auf unsittlichem Gebiete bewegt. Zu Ehren der Beschneidung aber finden Tänze statt, an denen fast das ganze Land teilnimmt, die Frauen jedoch mit Ausnahme einiger unbeschnittener Mädchen, vor allem der Verlobten des Königs, nur als Zuschauer.

Von der Nacht des heidnischen Lebens unter den Wadschagga zeugen endlich auch noch ihre Vorstellungen von Krank=

heit und Tod und ihre Gebräuche bei der Bestattung. Alle Krankheiten, unter denen Geschwüre, wie sie namentlich der Sandfloh hervorruft, Gelenkrheumatismus, Pocken und Dysenterie, Husten und Drüsenschwellungen sehr häufig sind, gelten als das Werk böser Geister. Einen wirklich natürlichen Tod giebt es für die Wadschagga nicht. Der Leichnam aber wird zunächst für ein Jahr im Inneren des Hauses, rechts vom Eingang, begraben, wobei die Männer mit dem Gesicht nach dem Kibo, die Frauen aber nach der Steppe zu gelegt werden. Darauf wird eine Ziege aus dem Besitzstand des Toten drei bis viermal um die Grabstätte herumgeführt, dann außerhalb der Hütte getötet, nachdem ihr zuvor auf die Stirn gespuckt worden war, aus ihrer Stirnhaut für die Versammelten Ringe hergestellt und von ihrem Fleische einiges als Opfer für die Geister weggeworfen, das übrige aber verschmaust. Zwei bis drei Tage lang, bei wichtigeren Persönlichkeiten noch länger, weinen befreundete Weiber im Hause des Verstorbenen. Nach Jahresfrist wird das Gerippe wieder ausgegraben, der Schädel in einem Thontopf nahe bei der Hütte beigesetzt und die übrigen Knochen einfach daneben gelegt. Dem Geist des Toten aber werden noch häufig Opfer dargebracht, um ihn zu versöhnen. Es ist die Nacht der Hoffnungslosigkeit und die ganze Finsternis des Heidentums, die uns auch hier erschreckend vor Augen tritt. Der Herr aber, der da hieß das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, will auch diese Völker mit dem Schein seiner Gnade erfüllen und zum Frieden führen. Schon hat das Werk seiner Liebe auf dem Klimandscharo begonnen und sein Licht leuchtet mitten in der Finsternis.

5. Die erste Arbeit auf der Missionsstation.

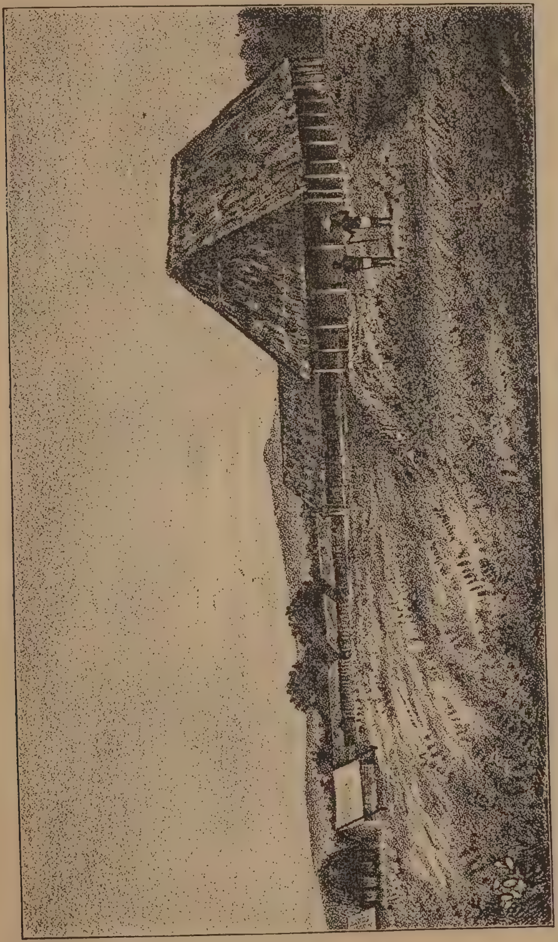
Kaum daß unsere Brüder am 5. Oktober 1893 sich endgültig in Madschame niedergelassen hatten, so begann für sie eine Zeit anstrengendster und vielseitigster Arbeit, wie sie die Gründung einer Missionsstation notwendig mit sich bringt. Zunächst galt es für die vielen Waren einen bergenden Schuppen zu bauen, der außerdem als Speisesaal und Kirche dienen sollte, während sie selbst nach wie vor in ihren luftigen Zelten und die mitgebrachten Suaheli-Arbeiter in schnell errichteten einfachen Hütten kampierten. Aber schon die kleine Regenzeit zeigte, daß es auf die Dauer in diesen Zelten nicht ging, und so begannen sie am 4. Dezember 1893 mit dem Bau eines richtigen Hauses und vollendeten es noch glücklich vor Anbruch der großen

Regenzeit. Dazu kamen Arbeiterhütten und Schuppen, Küche und Stallungen und später noch ein Schulhaus mit Wohnung für die Kostschüler.

Es waren nur sehr bescheidene Bauten, die unsere Brüder zunächst aufführen konnten, und doch erforderten auch sie unter den gegebenen Verhältnissen die Anspannung aller Kräfte und praktisches Geschick. Nicht nur, daß die Herbeischaffung des nötigen Baumaterials mit großen Schwierigkeiten verknüpft und ganz und gar von dem guten Willen der wetterwendischen Eingeborenen und ihres Häuptlings abhängig war, sondern es standen ihnen zur Bearbeitung und Verwertung desselben auch keine kundigen Kräfte zu Gebote, vielmehr mußten sie alles im letzten Grunde selbst thun. Es war daher ein doppelt schwerer Verlust, als einer von ihnen, und zwar gerade der gelernte Tischler, gleich im Anfang erkrankte und schließlich sie verließ. Br. Böhme, der mit großer Freudigkeit hinausgezogen war und auch die Reise gut überstanden hatte, wurde schon wenige Wochen nach der Ankunft in Madschame von der Ruhr ergriffen und in Bälde so geschwächt, daß er auf den dringenden Rat des deutschen Arztes in Moschi schon am 13. Februar 1894 sich von den Brüdern trennen und nach der Küste zurückkehren mußte. Ja, nicht mehr im stande selbst zu marschieren, mußte er von 8 Trägern unter der Führung des Br. Althaus nach Tanga gebracht werden, von wo aus er am 7. April in Leipzig wieder eintraf, um in der Heimat völlige Genesung zu suchen.

So blieben denn nur noch vier Missionare in Madschame zurück und auch sie alle nicht mehr allzulang. Nachdem noch das Wohnhaus fertig hergestellt und die Anlegung der ersten Station im wesentlichen abgeschlossen war, wurden die Augen auch schon weitergerichtet und zu der Gründung einer zweiten Missionsstation auf dem Kilimandscharo geschritten. Sie liegt etwas weiter östlich in der Landschaft Mamba, wo im Juli 1894 zunächst Missionar Paesler sein Zelt aufschlug. Bald folgte ihm Br. Althaus, und so blieben zunächst nur noch Faßmann und Müller in Madschame zurück. Erst der Herbst 1895 führte diesen beiden in Missionar Ovir einen neuen Gehilfen und Mitarbeiter zu; doch verließ dafür Br. Faßmann am 10. Februar 1896 Madschame, um in Moschi unsere 3. Missionsstation zu errichten, so daß auch wieder nur 2 Missionare in Madschame blieben. Ja, Anfang Oktober dieses Jahr verließ auch Br. Ovir Madschame, um mit Br. Segebrock

eine neue Station auf dem Meruberg anzulegen, wo sie, kaum angekommen, in der Nacht vom 19. auf den 20. Oktober der wilden Raublust von Eingeborenen zum Opfer gefallen sind.



Die ersten Gebäude der Missionsstation Madschame.
Küche, Zelt, Arbeiterhütten, Schuppen. Wohnhaus.

Auch die später hinzugekommenen Missionare Raum und Fuchs konnten nicht lange in Madschame bleiben, da sie in Sira eine neue Station anzulegen hatten. Seit Herbst 1900 wirkt nun Missionar Bleicken mit dem bewährten Stationarius

Müller in Madschame zusammen, und in der That sind für diese Station zwei ständige Kräfte nicht zu viel; denn es fehlt dort wahrlich nicht an Arbeit mannigfacher Art.

Ganz abgesehen von der eigentlichen missionarischen Wirksamkeit in Schule und Gottesdienst, Heidenpredigt und Unterredung, nimmt schon das tägliche Leben mit seinen mannigfachen Pflichten und Bedürfnissen Kraft und Zeit in Anspruch. Vor allem will doch der Tisch gedeckt und für das tägliche Brot gesorgt sein. Da heißt es pflanzen und gießen, Unkraut jäten und Bananen abnehmen; bald gilt es aus Weizen und Wimbi Brot zu backen, bald Kartoffeln zu stecken oder auf Tauben zu jagen. Was aber die eigene Pflanzung oder die Büchse nicht verschaffen kann, das muß von den Eingeborenen gekauft, d. h. durch Tausch erworben werden. Denn das Geld vertreten dort, wie schon erwähnt, noch vielfach Waren, und da kostet es natürlich oft ziemlich lange Verhandlungen, bis das Richtige gefunden und die entsprechende Schätzung besorgt ist.

Doch sind im allgemeinen unsere Brüder in Ostafrika bei dieser Art der Bezahlung nicht ungünstig gestellt. Denn als beliebte Tauschwaren gelten nicht bloß einfache Perlen und billiges Zeug von weißer, roter oder blauer Farbe, Taschenmesser und Scheren, Mützen und Regenschirme, sondern auch schon Streichhölzer, ja selbst die leeren Schachteln derselben, ebenso auch leere Fleisch- und Gemüsebüchsen, Petroleumbehälter oder Nähnadeln; ja selbst das Ausleihen der Feile für gewisse Zeiten gilt als Bezahlung. Oft sind es gerade die wertlosesten Dinge, die den Eingeborenen in die Augen stechen. Als König Schangali den Brüdern einmal ein Schaf schenkte, erhielt er als Gegengeschenk einen alten Tropenhut derselben und war davon völlig befriedigt. Es ist das um so verwunderlicher, als derselbe Schangali kurz zuvor ein Stück rotes Zeug und ein Paket Perlen für zu wenig erachtete, um dafür zwei Schafe zu geben.

So war es auch den Brüdern überaus erwünscht, als sie gleich im Anfang Gelegenheit bekamen, durch Vermittlung der deutschen Militärstation in Moschi eine größere Anzahl von Schafen, Ziegen und Rindern zu erwerben. Freilich schwand dieser Reichtum allmählich wieder zusammen. Besonders die Schafe schienen das Höhenklima nicht vertragen zu können und verendeten zahlreich an einer Lebererkrankung. Andere mußten den Brüdern zur Nahrung dienen, und wieder andere fielen wilden Tieren zur Beute. Neben der Fürsorge für die Vier-

füßler beschäftigte auch die Erhaltung des Hühnerstalls. Er bietet ja die einzige Möglichkeit, dann und wann ein Ei zu genießen, und es war somit eine schmerzliche Überraschung, als eines Morgens der Hühnerstall zwar nicht von außen erbrochen, aber doch um die Hälfte geleert war. Ein Tier hatte sich von unten herauf den Weg zu den Hühnern gebahnt. Man riet zuerst auf eine gefleckte wilde Werrikatze und legte einen Selbstschuß, wie er schon vielen Hyänen und Katzen zum Verderben geworden war. Er ging auch richtig los, und ein Tier lag in seinem Blut, aber es war der den Brüdern noch völlig unbe-

Das neue Missionshaus in Madschame.

kannte große Honigdachs mit starkem Gebiß und langen Wühlklauen versehen, den die Eingeborenen isee nennen. Nun ist der Stall bis in die Erde hinein mit starken Pfählen geschützt und die Gefahr eines ähnlichen Überfalles beseitigt. Aber dafür droht vielleicht so manche andere, und das Pulver darf den Brüdern nicht ausgehen.

Dazu gehen sie auch zuweilen auf die Jagd auf Rebhühner oder Tauben oder sie wagen sich in fremdes Gebiet, sei es zu den Masāi, um dort Vieh zu kaufen, oder, wie im Juni 1898 Br. Müller, nach Sira, um bei dem dortigen Häuptling sich einen Platz für die Zukunft zu sichern, oder in die Steppe. Auf solchen Reisen tritt wieder das luftige Zelt in sein Recht, und das unbehagliche Gefühl, das die völlig fremde Umgebung und teilweise unheimliche Bevölkerung ausübt, wird noch verstärkt, wenn

in der Nacht das Murren eines Löwen sich vernehmbar macht und zudringliche Hyänen abgewehrt werden müssen. Da eilt man dann mit Freuden der Heimat zu und fühlt sich auch in dem bescheidenen Missionshaus von Madschame ganz heimisch.

Übrigens ist es nicht mehr das dürftige Häuschen aus Lehm, das jetzt bewohnt wird, sondern ein neues massives aus Steinen, mit Thüren und Fenstern versehen, das mit viel Mühe und Sorgfalt von den Brüdern erbaut worden ist. Bald darauf aber verließ Missionar Müller Madschame, ging an die Küste nach Mombasa, um dort seine Braut zu empfangen, und nachdem er in Sansibar mit ihr getraut worden war und in Tanga noch zahlreiche Besorgungen erledigt hatte, kehrte er mit seiner jungen Frau im Januar 96 nach dem Kilimandscharo zurück und führte sie als erste deutsche Missionarsfrau in jenes Wohnhaus ein. Und so ist nun dort inzwischen ein liebliches Familienleben und Christenhaus erstanden, in dem der Geist Gottes regiert und die blühende Kinderschar auferzogen wird in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Es ist auch dies eine Predigt für die Heiden, und auch Christen haben in diesem Haus schon reiche Erquickung erfahren. Am 4. September 1898 traf der bekannte Afrikareisende Dr. Hans Meyer in Madschame ein und berichtete davon später, daß er hier in herrlicher, freier Berglage ein „schmuckes Missionshaus“, eine „Kulturoase“ angetroffen habe, wo er sich nach längerer Entbehrung mit Behagen den Freuden eines deutschen Familienlebens habe hingeben können.

Dazwischen kommt auch einer der Brüder von Mamba oder Moschi zum Besuch, oder die notwendige Besprechung wichtiger Missionsangelegenheiten führt sie alle zu lieblichen Stunden brüderlicher Gemeinschaft zusammen. Aber freilich sind das doch nur seltene Unterbrechungen und sonst verläuft das Leben in Madschame in großer Einsamkeit und Abgeschlossenheit.

Desto willkommener sind dann die Besuche, die sich mit Feder und Tinte bei den Brüdern einstellen, wenn aller 14 Tage die Post aus Moschi eintrifft. Zwar ist es nicht mehr wie im Anfang, wo nur allmonatlich einmal der Postläufer aus Mombasa sich durch Gewehrschüsse ankündigte, aber noch immer ist die Ankunft der Post ein Jubeltag. Man läßt eine Weile alles andere liegen und labt sich an den Grüßen aus der Heimat und an dem Wort seiner Lieben. Vor Jahren war mit diesem Genuß alsbald auch Arbeit verbunden; denn der Bote

eilte sofort wieder zurück und es galt, die und jene Frage in den eben erhaltenen Briefen umgehend zu beantworten. Mit dem versiegelten Postsack wanderte dann der Bote in die Steppe hinunter, um nach 6—8 tägigem Marsch die Briefe dem nächsten Schiffe zu überliefern, das sie in drei Wochen nach Europa brachte. Jetzt wird die Post von der Militärstation in Moschi verwaltet, und dadurch ist den Brüdern eine nicht geringe Erleichterung verschafft.

Freilich, um wehmütigen Gedanken nachzuhängen, wie sie die Briefe aus der Heimat dann und wann wohl erwecken, dazu ist auch jetzt keine Zeit. Es tritt sofort der Beruf wieder in sein Recht und fordert den ganzen Mann. Die Eingeborenen kommen mit mancherlei Anliegen zu ihm. Da zeigt einer eine tiefe Schnittwunde am Fuß und bittet um Arznei, ein anderer fragt nach seiner entlaufenen Ziege oder sucht nach entwendetem Gut. Er aber freut sich, daß er mehr und mehr die Wünsche der Eingeborenen versteht und in ihrer Sprache mit ihnen verkehren kann. Es bedurfte dazu freilich großer Mühe und anhaltenden Studiums. Denn Kimadschame ist zwar mit dem Kisuaheli verwandt, aber hat doch auch seine eigenen Regeln und Gesetze und vor allem seinen eigenen Wortschatz. Ja, im Anfang wollte es scheinen, als ob zwischen dem Suaheli und der Dschaggasprache so gut wie keine Ähnlichkeit bestünde. So fremdartig mutete die Unsrigen die neue Sprache an, und es fehlte auch nicht an verschiedenen Ratgebern, die ihnen gänzlich von dieser Sprache abrieten, da sie für den Weißen überhaupt nicht zu erlernen sei. Man empfiehlt hier, die Eingeborenen erst Suaheli zu lehren und dann nur in dieser Sprache das Evangelium zu verkündigen. Allein so groß die Befähigung derselben für alle Bantusprachen ist — die Bantuneger sind fast durchweg Sprachgenies —, so wenig kann es unsern Brüdern beikommen, den Völkern auf dem Kilimandscharo die süße Heilsbotschaft in anderen Lauten, als in denen ihrer Muttersprache nahe bringen zu wollen, und ihr ernster Wille, Kidschagga bezw. Kimadschame zu erlernen, hat sie auch schon schöne Fortschritte darin machen lassen. Es ist aber Kimadschame eine Sprache wunderlicher Art, einerseits mit Suaheli verwandt und doch auch völlig verschieden, mit einem wunderbaren Reichtum von Wörtern und doch auch wieder überraschend arm. Schon die kleinsten Kinder sprechen sie fehlerfrei, und dabei ist sie so kunstvoll und fein, daß nur die größte Sorgfalt der Beobachtung in ihre Regeln

und Gesetze eindringt, zumal die Eingeborenen alle Laute dumpf und abgeschliffen aussprechen und sich aus Bequemlichkeit viele Abkürzungen erlauben. Auch reden sie gern in Bildern und zwar oft in denselben wie wir. Auch sie sprechen z. B. von den Hörnern des Mondes, vom Stern in den Augen, von der Zunge in der Glocke. Gegenstände, die ihnen bis dahin fremd waren, wissen sie bald zutreffend zu bezeichnen, und das liebende Interesse, das sie auch den kleinsten Dingen zuwenden, drückt sich in dem Reichtum von Bezeichnungen aus, mit dem sie jeder Einzelheit gerecht werden. Bis zur winzigsten Mäuseart hat jedes kriechende und laufende Tier, mit Ausnahme der einzelnen Käferarten, seinen eigenen Namen; die bis jetzt bekannten 5—6 verschiedenen Bohnensorten werden unterschiedlich bezeichnet, und vollends von den Bananen ließe sich fast ein kleines Wörterverzeichnis anfüllen. Nicht nur hat jede Sorte ihren besonderen Namen, sondern auch die kleine Höhlung in der Mitte der Frucht, ja die Fasern innerhalb und außerhalb derselben haben ihre eigene Bezeichnung, wie sie auch die Blätter und den Schaft der Pflanze je nach der Verwertung verschieden benennen. Ähnlich ist es bei den Körperteilen, vom Kinn bis zum Schlüsselbein giebt es nicht weniger als 7 verschiedene Benennungen und fast ebensoviel für verschiedene Teile der Brust. Von Bezeichnungen für Perlensorten sind den Brüdern bis jetzt etwa ein Dutzend bekannt. Und doch ist dieselbe Sprache auch wieder auffällig arm. Sie hat nicht nur keinen Geschlechtsunterschied, kein Relativum, keine scharfe Scheidung der Zeiten im Satz, da trotz verschiedener Bildungen für die Vergangenheit wie solcher für die Zukunft doch die erstere nicht selten für die letztere eintreten muß; sie hat vor allem wenig Wörter für sittliche Begriffe und höhere Güter, wie Friede und Demut, Zucht und Keuschheit, Maß und Hoffnung, und es liegt auf der Hand, wie gerade dieser Mangel bei der Verkündigung des Evangeliums empfunden werden muß. Doch sind auch darin unsere Brüder schon erfreulich fortgeschritten und es ist inzwischen auch schon zu einer regelmäßigen Unterweisung in Schule und Kirche gekommen.

6. Schule, Heidenpredigt und Gottesdienst in Madschame.

Schon im Februar 1894 war unsern Brüdern fast verhungert und elend ein Masaiknabe zugelaufen, Namens Killya, der sich freilich besser auf das Vieh als auf das Lernen verstand; bald aber gelang es auch noch andere Knaben zu einer Kostschule zu

Die Volksschule in Madschame.

vereinigen und in täglichen Unterricht zu nehmen. Ihre Zahl wechselte im Anfang beständig und auch jetzt noch aus verschiedenen Gründen oft. Einmal ist es der Drang nach Freiheit, der einzelne wieder weglaufen läßt, weil sie sich nicht den Ordnungen des Hauses und der Station fügen wollen; sodann kommt es vor, daß Furcht vor wohlverdienter Strafe oder Ärger nach Empfang derselben einen Schüler aus dem Hause treibt. An Zucht und Strafe darf es ja bei den im Heidentum aufgewachsenen Knaben nicht fehlen; sie müssen erst an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnt und manche heidnische Unsitte ihnen abgewöhnt werden. Durch Leichtsinn und Zorn lassen sie sich zu manchen Vergehen hinreißen, und namentlich gilt es gegen Lüge und Diebstahl zu kämpfen. Die Zahl der Kostschüler hat sich in Madschame im Laufe der Jahre langsam, aber stetig erhöht und Ende November 1900 35 betragen. 1898 mußte ein neues Kostschulhaus errichtet werden.

Der Unterricht darin erfolgt in vier Klassen. In der untersten sitzen die ABC-Schützen, die zweite liest sehr eifrig und lernt die großen Buchstaben und Zahlen schreiben; die dritte schreibt Wörter und kleine Sätze nach Diktat, rechnet mündlich und schriftlich im Zahlenkreis von 1—20 und liest das Ev. Matthäi in der Dschaggasprache. In der obersten Klasse wird das freie Nachschreiben biblischer Geschichten geübt und das Lukasevangelium im Kisuaheli gelesen und erklärt. Allen Klassen gemeinsam ist der Unterricht in der biblischen Geschichte und im Gesang, wo die Gewöhnung an reine Töne große Schwierigkeiten macht.

Übrigens sitzen in allen diesen Klassen auch sogenannte „Tagesschüler“ aus der Landschaft, vor denen die Kostschüler schon durch ihren beständigen Aufenthalt auf der Station natürlich viel voraushaben. Sie lernen noch viel mehr biblische Geschichten und singen auch schon etwas reiner. So übten sie z. B. im Oktober 1898 mit „Feuereifer“ den 23. Psalm in zwei Chören, und da derartige Wechselgesänge für sie wie geschaffen sind, so summten sie sehr bald diesen Psalm auch während ihrer Arbeit vor sich hin.

Zu der Kostschule gehören neuerdings auch Mädchen, die freilich viel mehr Sorge und Ärger machen als die Jungen. Es ist, als ob sie erst nach einem Jahre auf die Stufe gebracht würden, auf der die Knaben gleich bei ihrem Eintritt stehen. Sie sind schwer an Ordnung zu gewöhnen und zanken sich viel unter einander. Es zeigt sich darin wohl eine traurige Frucht

der jahrhundertelangen Erniedrigung und Entrechtung des weiblichen Geschlechts bei den Negern. Übrigens ist es keineswegs die Absicht und das Ideal unserer Mission, eine möglichst große Kostschule auf jeder Station zu unterhalten. Denn abgesehen von der damit verbundenen großen Mühe und Arbeit und den nicht unerheblichen Kosten, die freilich durch ein tüchtiges Schaffen der Kostschüler selbst im Haus und in den Ställen, im Garten und in der Pflanzung etwas verringert werden, ist auch die Herausnahme der Kostschüler aus ihrem Volk und ihren Familien mit manchen Schattenseiten verbunden. Doch weisen die Verhältnisse des Landes zunächst gebieterisch auf diesen Weg hin, und es hat sich auch schon gezeigt, daß die Kostschule einen guten Grundstock zu einer christlichen Gemeinde zu liefern geeignet ist. Die Arbeit an ihren Schülern war auch in Madschame nicht umsonst. Viele von ihnen wurden immer mehr von dem Geiste Gottes erfaßt.

Nicht bloß auf den Höhepunkten des Kostschullebens, zu denen vor allem die langersehnte, liebliche Weihnachtsfeier gehört, sondern auch in dem gewöhnlichen Kreislauf der Tage zeigt sich bei manchen Schülern eine dankbare Liebe zu den Missionaren und eine gehorsame Beugung unter Gottes Wort. Als im Unterricht das siebente Gebot behandelt worden war, brachte ein Kostschüler in Madschame seinem Lehrer eine halbe Rupie, die er ihm einmal schuldig geblieben und die ganz in Vergessenheit geraten war. Auf einem mehrtägigen Jagdausflug, den Missionar Müller mit etlichen Schülern unternehmen mußte, hörte er abends von seinem Zelte aus, wie sie unaufgefordert mit einander die Abendandacht hielten. Wenn sie das Vieh auf den Bergen weiden, singen sie christliche Lieder. An Missionar Müllers Geburtstage schenkten ihm die Knaben zum ersten Male etwas: zwei ein Schaf und einer ein Huhn, andere aber etwas Geld, von dem zwei zinnerne Abendmahlsleuchter angeschafft werden sollen, — die ersten Opfergaben des jungen Madschame-Gemeindleins.

Denn auch dazu ist es bereits in Madschame gekommen. Am 1. Advent 1898 fand die erste Taufe dort statt. Zwei treue Jünglinge, Nsami und Ukyo, wurden nach einem halbjährigen besonderen Taufunterricht in die Gemeinde Jesu Christi aufgenommen, und der eine auf den Namen Yohana und der andere Stefano getauft. Es war dies eine liebliche Frucht der Arbeit in der Schule, und der schöne Taufgottesdienst machte

nicht nur auf die Täuflinge und ihre Genossen, sondern auch auf die erschienenen Heiden, unter denen sich zum ersten Male auch Frauen befanden, einen tiefen Eindruck. Yohana aber und Stefano blieben nicht lange allein. Bald schlossen sich andere an, und nunmehr ist in Madschame eine kleine Gemeinde vorhanden.

Ja, es giebt auch schon ein Christenhaus aus den Heiden. Ein früherer Kostschüler in Madschame, der in Moschi getauft worden war und den Namen Samueli erhalten hat, kehrte 1898 wieder dahin zurück, baute sich in der Nähe der Station ein eigenes Häuschen nach Europäerart und begehrte von dem Häuptling Schangali ein auf seinen Besitzungen arbeitendes Mädchen, namens Mambo, zum Weibe. Nachdem er sie nicht ohne große Schwierigkeiten erhalten, da Schangali sie durchaus nicht hergeben wollte, weil sie sein Vieh gut versorge, wurde er mit ihr getraut, wobei sie schon mit wohlthuender Entschiedenheit ganz gegen das Zureden ihrer Verwandtschaft mehrere zweifelhafte, heidnische Gebräuche verweigerte, dann meldete sie sich aus freien Stücken zur Taufe, die ihr am 1. Advent 1900 erteilt wurde.

Die kleine Christengemeinde bildet den Schmuck der sonntäglichen Gottesdienste in Madschame, aber keineswegs auch die Mehrzahl ihrer Besucher. Es stellen sich vielmehr dazu auch Heiden ein, und die Glocke, die, vom Missionsverein zu Strehla an der Elbe geschenkt, seit Ostern 1895 zur Schule und Andacht ruft, lockt eine immer größere Zahl aus den Hütten der Heiden herbei. 1897 mußte deshalb für Schule und Kirche ein neues größeres Haus gebaut werden, das im Oktober eingeweiht, schon im März darauf durch einen furchtbaren Gewittersturm so arg mitgenommen wurde, daß es mit Ausnahme des Turmes ganz eingerissen werden mußte, doch war es dank der eifrigen Unterstützung des Häuptlings schon am 4. Juni 1899 wieder hergestellt und zwar nicht bloß viel fester und dauerhafter, sondern auch schöner, indem fünf große Fenster eine angenehme Helle verbreiten und alles mit Madschamethon geweißt ist.

Einer der fleißigsten Besucher dieses Hauses am Sonntag ist der Häuptling Schangali, der schon von Anfang an unseren Brüdern sich sehr gefällig erzeigt und ihre Arbeit wesentlich erleichtert hat. Er steht jetzt etwa am Ende des dritten Jahrzehnts, hat einen offenen und edlen Charakter, so daß er z. B. verschmähte, für die pflichtmäßige Auslieferung aufrührerischer

Verwandten sich belohnen zu lassen. Seit Januar 1897 ist er durch den Tod des Häuptlings Sinna von Kiboscho, dessen Vasall er gewesen war, völlig selbständig geworden, aber auf

Schangali, Häuptling von Madschame.

sein Verhältnis zu den Missionaren hat diese Rangerhöhung keinen Einfluß gehabt. Er kommt, wenn er irgend kann, zum Sonntagsgottesdienst, und es ist dies von um so größerer Bedeutung, als in Madschame jahrelang nur dann auch andere

Eingeborene sich einstellten, wenn der Häuptling ihnen voranging. Er aber hat nach dem Zeugnis des Missionars Müller seit dem Beginn der regelmäßigen Gottesdienste im Oktober 1895 kaum zehnmal dabei gefehlt, und Müller bezeugt von ihm: „Ich habe den Eindruck, daß Schangali wirklich Gottes Wort liebt und daß in manchen kleineren äußerlichen Dingen sein Thun und Denken, ohne daß er sich selbst Rechenschaft ablegt, davon beeinflußt ist, und ich glaube, daß er infolge einer gewissen, ihm eigenen Schüchternheit über religiöse Fragen weniger spricht als nachdenkt. Er geht von allen am meisten ein auf das was ich lehre, und giebt oft recht gute Antworten.“ Freilich halten ihn einstweilen noch zwei mächtige Ketten im Heidentum fest, d. i. die Zauberei, die ihm einen ganz besonderen Einfluß auf seine Unterthanen giebt, und die Vielweiberei. Auch Schangali hat zwei rechtmäßige Frauen und außerdem etwa zehn junge Weiber, die verschiedene im ganzen Lande zerstreute Besitzungen des Häuptlings bewirtschaften, und unter dem harmlosen Namen „Kinder des Hofes“ nichts anderes als Nebenweiber sind. Aber trotzdem dürfen wir für ihn noch hoffen, „weil die Bereitwilligkeit, die Botschaft von der Freiheit der Kinder Gottes wenigstens äußerlich zu hören und kennen zu lernen, bei ihm ebenso vorhanden ist, wie das persönliche Vertrauen zu der Redlichkeit der Missionare.“ Auch ist es für Schangali bezeichnend, daß er nicht nur sonntäglich, sondern auch sonst, wenn er mit dem Missionar zusammen kommt, die Zaubermittel ablegt, und als ihm Dr. Hans Meyer bei jenem schon erwähnten Besuche ein Glas Rotwein anbot, wies er es entschieden zurück, weil er ein Missionsschüler sei. In einem Streite aber mit einem Elefantenjäger, dem er ein gegebenes Versprechen nicht halten wollte, fragte er den Missionar, ob er das nicht dürfe, und als ihm dieser sagte, daß die Liebe gegen unsere Feinde auch dies Opfer fordere, ließ er sich belehren und löste sein Wort ein.

Wenn übrigens Schangali in den letzten Jahren zuweilen dem Gottesdienste fern blieb, so geschah es, weil ihn Kriegsunruhen zu den Waffen riefen, und sie haben im Jahre 1900 auch der Mission viele Hindernisse und Schaden gebracht. Es war hinsichtlich der politischen Verhältnisse „eine schauerliche Zeit“, die unsere Brüder verlebten. Zu einem Aufruhr der Aruschaleute, die sich immer noch nicht dem deutschen Szepter fügen wollen, kam die Verschwörung einiger Dschaggahäuptlinge und Großen, und immer aufs neue erscholl Kriegsgeschrei im

Lande. Zeitweise mußte der Bau der neuen Station in Sira eingestellt werden, und öfters legte sich den Brüdern die Frage nahe, ob sie unter den unsicheren Verhältnissen nicht auch Madschame vorübergehend verlassen müßten. Aber im Vertrauen auf den Schutz des Höchsten hielten sie aus, und ihr Vertrauen wurde nicht zu Schanden. Sie wurden selbst mit den Ihrigen gnädig bewahrt, und ihre Arbeit in Kirche und Schule, die während der Kriegszeiten mannigfachen Abbruch erlitten hatte, nahm nach dem Ende derselben einen neuen Aufschwung. Die Gottesdienste wurden so gut besucht, daß mancher keinen Platz mehr in der Kirche fand, und namentlich fiel die große Zahl der Frauen aus den Gehöften auf. Sie hatten sich im Anfang ganz zurückgehalten, und erst als Miss. Müller im Dezember 1898 begann, auf dem Markt Kalali am Kikafu, wo sich jeden dritten Tag mehrere hundert Weiber versammeln, zu predigen, wobei auf Befehl Schangalis seine Mutter Nuya für die unentbehrliche Stille sorgen muß, stellten sich mehrere dieser Frauen auch im Sonntagsgottesdienst ein.

Auch in Untermadschame (Sonu) wurde mit der Predigt des Evangeliums begonnen, und der Missionar, der tags zuvor sein Kommen anmelden läßt, findet meist schon eine kleine Versammlung vor, die sich durch Ausrufen bald auf 30—60 vermehrt. Anfang 1900 wurde auch in Uduru ein passender Bauplatz für eine kleine Schule ausgesucht, und endlich ist eine solche bei Schangali selbst im Gange.

Freilich das bloße Kommen und Hören thut es nicht, aber der Missionar bringt doch auf diese Weise Gottes Wort unter die Leute, und dies Wort kommt nicht leer zurück. In der vorhandenen kleinen Christengemeinde aber haben wir ein Angeld auf eine schöne Zukunft. Das Evangelium von Christo, das eine Gotteskraft ist, selig zu machen alle, die daran glauben, wird auch weiter die toten Herzen erwecken und die Gebundenen Satans befreien, und auch auf den dunklen Höhen des Kilimandscharo wird immer strahlender die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen und Heil und Friede unter ihren Flügeln.

Druck von Frankenstein & Wagner, Leipzig.

Anwerbung von Trägern in Mombasa.

Princeton Theological Seminary Libraries

1 1012 01357 1049